GUSTAF ENGELKES

Weltkrieg brennt in Jungenherzen

Weltkrieg brennt in Jungenherzen

Von

Gustav G. Engelkes

Zweite Auflage



Langensalza
Verlag von Julius Beltz
Berlin — Leipzig

Druck und Klischees von Julius Beltz in Langensalza.
Illustrationen von W. Benz-Baenitz, Bremen.
Umschlagzeichnung von M. Gebhardt, Waldheim.

Inhalt.

Seite

Asathors Hammer 5
Panzerkreuzer Vaterland 11
Spione 28
Siegesfrei 36
Als die Väter und die Brüder fielen 46
Kriegsgesetze 57
Der Brief an Hindenburg 66
Die wir achteten und die wir verachteten 73
Wir sammeln für die Front 80
Die Verwundeten, Dobre Panje 84
Die Toten stehen auf 89
Feldpostbriefe 92
U 9 96
Zeppeline, Fliegeralarm 101
Der Fremde, der mein Bruder war 105
Das Auto der Mariner 107
Wie sie wiederkamen 111
Wir aber bleiben treu 116

Dieses Buch will nichts wie das Erlebnis einer Jugend zeigen, zu deren kindlichem Spiel die Fanfaren des Krieges meist traurige, oft furchtbare, immer aber heroische Akkorde bliesen.

Es ist wahr und erlebt vom Anfang bis zum Ende.

Wir Jungen, wir Erben, wir wollen nicht schweigen.

Asathors Hammer.

Meine Erinnerung an den Krieg beginnt schon mit dem ersten Tage der Mobilmachung. Mein Freund Erich und ich waren mit den andern Schülern nach Schulschluß aufgeregt nach der Bürgerschule gerannt.

Warum wir dorthin rannten?

Alle liefen dorthin. Irgend etwas Besonderes mußte dort geschehen sein. Unterwegs blieben wir für Minuten vor den vielen roten Zetteln an den Mauern und Fernsprechpfählen stehen und überflogen gierig den Inhalt der fettgedruckten Zeilen. Immer wieder, obwohl auf allen dasselbe stand.

Mobilmachung!! Einige Erwachsene unterhielten sich aufgeregt darüber. Wir schnappten Worte auf wie: „Mobilmachung ist noch kein Krieg“ und waren tief enttäuscht.

Dann waren wir bei der Bürgerschule. Der Spielplatz war bereits schwarz von Menschen. In der Toreinfahrt rannten wir mit Jann Peters, unserm Todfeind, zusammen. Er fiel uns um den Hals und schrie: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern. Mein Vater ist Hauptmann geworden, hat einen Säbel und muß die Fahne tragen.“

Wir beneideten ihn glühend. Jann Peters Vater war Landgebräucher und erst vor einer halben Stunde als Soldat eingekleidet worden.

„Du lügst, dein Vater ist höchstens Gefreiter.“

Jann ballte die Fäuste in namenloser Wut: „Hauptmann, sag ich euch, ihr Tröpfe! Übrigens, was versteht ihr überhaupt vom Kommiß.“

Plötzlich beruhigte er sich und sah uns beinahe mitleidig an: „Mein Vater hat nämlich einen Helm auf."

Wir platzen aus: „Den hat jeder Polyp." (Polizist.)

Jann rächte sich augenblicklich furchtbar: „Werden eure Väter auch eingekleidet??"

Wir waren geschlagen, drängten uns schweigend weiter und schworen, dem verruchten Franzmann Jann Peters noch am selbigen Abend aufzulauern und zu verhauen. Einige Mitschüler sagten uns, daß wir uns hinter die Bürgerschule begeben müßten, wenn wir etwas sehen wollten. In dieser Bürgerschule selbst war nichts los, desto mehr aber in dem gegenüberliegenden, großen Versorgungsheim. Dort wurden Soldaten eingekleidet. Aber wie war das nur möglich? Ausgerechnet im Versorgungsheim. Woher kamen denn dorthin auf einmal Uniformen und Waffen?

Wir Jungen lagen in der glühenden Sonnenhitze des Mittags auf Hecken und Zäunen und sahen dem Treiben im Versorgungsheime zu.

Nun gab es auf einmal Soldaten in der Stadt. Als brave Zivilisten gingen die Leute in das Gebäude hinein, und als schmucke Soldaten kamen sie wieder heraus.

Wir Jungen stritten uns gerade darüber, ob man im Versorgungsheime auch Kanonen habe, als wieder ein Trupp neueingekleideter Soldaten aus dem Haupteingang des großen Hauses kam und den linden-kühlen Baumgang hinunterging, der auf die Straße führte.

Plötzlich schrie ich gellend auf, sprang über einen Zaun und rannte auf die Soldaten los. Gleich darauf stemmte mich mein Bruder lachend hoch und sagte: „Kerl, nehmen Sie die Hacken zusammen!" Es war kein Zweifel mehr möglich, mein Bruder war Soldat.

Ich fragte scheu: „Bist du nun Hauptmann?" Er sagte nein und lachte laut; seine Kameraden ebenfalls. Trotzdem ging ich wie im Siegestaumel nach Haus.

Diese Veränderung an meinem Bruder, der sich so plötzlich aus einem schlichten Bankbeamten in einen Krieger verwandelt hatte, kam mir zunächst völlig unglaubhaft vor. Ja, er war mir fast wie ein Fremder. Alles Alltägliche an ihm war wie weggewischt. Er galt auf einmal etwas in meinen Augen. Irgendwie nahm er in meiner Vorstellung einen hohen Rang ein.

Das war nun mein Bruder. — — So lange Zeit für mich ein völlig unbedeutender Mensch, den ich bei Streitigkeiten, an denen es in einem Hause mit sieben Brüdern nicht fehlte, oft voll Verachtung Spießer und Krämerseele genannt hatte.

Aber jetzt. — — Ich war unendlich stolz auf ihn, ja noch mehr, ich verehrte ihn. Dies alles war wohl der Ausdruck einer Achtung, die uns schon im frühesten Kindesalter innewohnt, wenn wir fühlen, daß etwas Großes, Allmächtiges an Stelle des Alltags eines Einzelmenschen getreten ist.

Zu Hause waren alle in großer Aufregung, als mein Bruder in der Uniform mit mir in die Küche kam.

Unser alter Nachbar, ein alter Krieger von 70/71, der zufällig auch in der Küche saß, sprang aus dem Sorgenstuhl auf, grüßte meinen Bruder militärisch und rief: „Auf ihn mit Gebrüll, Kamerad. Weißt du, wie anno 70/71. Verd. noch mal, daß man auch schon so alte Knochen hat."

Ich war maßlos erstaunt darüber, daß der alte Fremer jetzt auf einmal zu meinem Bruder „Kamerad" und „Du" sagte. Du, das war doch sonst nur unter den nächsten Verwandten üblich.

Die Mutter gab meinem Bruder die Hand. Sie hatte Tränen in den Augen, stampfte dann wie im scherzhaften Zorn mit dem Fuß auf und sagte: „Wat büst du doch vör een schmucken Soldat. Nu will ick ook kien Angst mähr hebben, un bloot noch stolt up di wäsen." (Was bist du doch ein schmucker Soldat. Nun will ich auch keine Angst mehr haben und nur noch stolz auf dich sein.) „Recht so, Mutter", sagte der Vater und drückte meinem Bruder die Hand. Es kam mir so vor, als

wenn auch er Tränen in den Augen hatte. Ich fand dies irgendwie völlig unangebracht und platzte los: „Nun heult man nicht, der ist ja noch gar nicht in der Schlacht."

Hierauf bekam mich der alte Nachbar beim Schopf zu fassen und nahm mich mit auf den Hausflur hinaus. Er holte zu einer furchtbaren Backpfeife aus, so daß ich mich erschreckt zusammenduckte.

„Was, du Feigling, du zuckst schon, bevor du überhaupt den Schlag erhalten hast? Du, du Maulheld du!"

Ich erglühte in Scham und beschloß bei mir, nie wieder mit Heldenhaftigkeit zu prahlen, ohne sie zuvor bewiesen zu haben. Nun schämte ich mich auch meiner frechen Worte gegenüber den Eltern, und erst nach einer ganzen Zeit wagte ich es, wieder in die Küche zurückzukehren.

In der Küche war Hochbetrieb. Meine anderen erwachsenen Brüder unterhielten sich aufgeregt mit Erich, dem Soldatenbruder, während mein Vater in einem großen Kartenwerk blätterte.

Alle traten jetzt um den Tisch herum, wo Vater inzwischen die Karte von Europa auseinanderbreitete.

O, wie klein wirkte Deutschland zwischen den feindlichen Ländern. Als Vater mit dem Bleistift um das grüne, riesige Rußland herumfuhr, dachte ich beklommen, wie soll sich der kleine blaue Fleck Deutschland nur gegen so ein Riesenfeld wehren. Ganz unmöglich schien es mir, und so sagte ich bedrückt: „Was meinst du, Vater, ob wir wohl den Krieg gewinnen? Die anderen sind ja so in der Übermacht." Ich konnte kaum die Tränen zurückhalten, so bitter Unrecht schien meinem Volke und mir selbst geschehen.

Da legte der Vater seinen Arm um meine Schultern, und noch nie war er so kameradschaftlich zu mir gewesen, als er jetzt sagte: „Du, weißt du wohl in den alten Sagen unseres Volkes Bescheid?"

Ich nickte stumm.

„Was steht da von Asathors Kampf gegen ein Riesenheer?“ Freudig überrascht und wunderbar getröstet rief ich da: „Er hat sie alle ganz alleine zerschmettert und besiegt, als er den Hammer wiedergewann.“

„Siehst du, so werden wir die Feinde besiegen, auch wenn sie uns an Zahl noch so überlegen sind, wenn wir Deutsche den heiligen Hammer des Glaubens wiedergewinnen und voll Gottestum und tiefen Glaubens an den Sieg der gerechten Sache unseres Volkes bleiben.“

Nun mußte ich noch aus meiner Schulmappe das Erdkundebuch holen. Wir zählten von den feindlichen Ländern die Einwohnerzahlen zusammen und verglichen die Endsumme mit der deutschen Bevölkerungsziffer. Das sah recht bedrohlich für uns Deutsche aus, aber trotzdem waren wir alle voll Zuversicht, daß Deutschland siegen würde.

Ich aber ging auf den Boden, wo meine Waffen ihren ständigen Platz hatten, betrachtete die Tomahawks, Speere und Schilde und dachte: Mit solchen Indianerwaffen und altertümlichen Plempen kannst du nicht in das Feld ziehen, wenn es kneift, und beschloß, mir sofort einen neuzeitlichen Säbel oder ein Seitengewehr zu schnitzen. Säbel hatte ich bis dahin als Waffe der Langmesser verachtet.

Eine ganze Zeitlang hielt ich den Indianerkopfputz unschlüssig in der Hand. Es hatte mir ungeheure Mühe gemacht, die Federn zu diesem herrlichen Kopfputz, der mir bis auf die Hacken hing, zu sammeln und den Schmuck anzufertigen. Ich konnte mich kaum mit dem Gedanken abfinden, daß ich ihn nun nicht mehr tragen konnte. Er war zu schön, und es steckte zuviel Arbeit darin. Aber ein Soldat mit Indianerkopfputz? Ging das? Nein, es ging nicht! Wie ich noch so in Gedanken stand, klopfte es an der Tür, und Erich kam herein.

Er hatte einen Helm auf, schlug die Hacken zusammen, grüßte soldatisch und sagte: „Guten Morgen, Herr Hauptmann.“ Und als ich ihn noch immer verdutzt ansah: „Old

Shatterhand, laß andere deine Felle in der Wildnis trocknen. Laß Sioux und Apachen sich ihre verlausten Skalpe rauben. Der Häuptling aller Deutschen hat zu den Waffen gerufen. Mein Vater sagte: Jetzt haben die Apachen von Paris das Kriegsbeil gegen uns ausgegraben. — — Du, Gerd, ich gehorche keinem Häuptling der Apachen mehr. Wir sind Germanen, wir sind Deutsche. Willst du unser Hauptmann sein, wie du unser Indianerhäuptling warst?"

Da warf ich den Kopfschmuck auf den Fußboden, trat darauf und sagte: „Zu Befehl, nun trommeln wir den ganzen Stamm zusammen, halten einen Kriegsrat und verkünden die Umwandlung in eine Kompagnie. Der Kaiser soll sich auf Erich, Gerd und unsere anderen Krieger verlassen können."

Bei diesen Worten fiel mir Erich um den Hals.

„Du, ich hatte solche Angst, daß du Indianer bleiben wolltest. Jetzt werden wir aber eine Kompagnie auf die Beine stellen, daß es nur so eine Art hat. Im Ernst, ich glaube bestimmt, daß auch wir Jungens eingezogen werden. Denk doch nur an den Burenkrieg. Die Feinde sind bei uns ja noch in viel größerer Überzahl."

„Mensch, du", sagte ich da; denn ein blitzschneller Gedanke durchzuckte mich. „Die Buren müssen uns helfen. Mein Onkel hat ihnen auch in ihrem Kriege geholfen. Das schreiben wir dem Kaiser."

Da schlug ich Erich mit der Hand auf die Schulter, daß er fast in die Knie ging.

„Erich, das ist eine Sache. Und dann, wir beide wollen dafür sorgen, daß die deutschen Generale Soldaten haben, von denen sie selber nichts wissen. Werden sie sich freuen!"

„Ja, brauchen wird man uns eines Tages schon können, wenn wir auch noch Jungens sind."

„Ja, im Burenkrieg war es auch so, mein Onkel hat es mir selbst erzählt." „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapfrer Held." „Hough, ich habe gesprochen!"

„Quatsch, hough, ich habe gesprochen. Jetzt müssen wir etwas anderes sagen, nur noch Deutsch sprechen. Vater sagt: Ich soll keine Fremdworte mehr gebrauchen. Wir sagen jetzt zu Hause nicht mehr „adieu“, sondern „guten Tag“. Anstatt Hough werden wir jetzt sagen:

„Und zum Schluß, nun wird nur noch Deutsch gesprochen!“

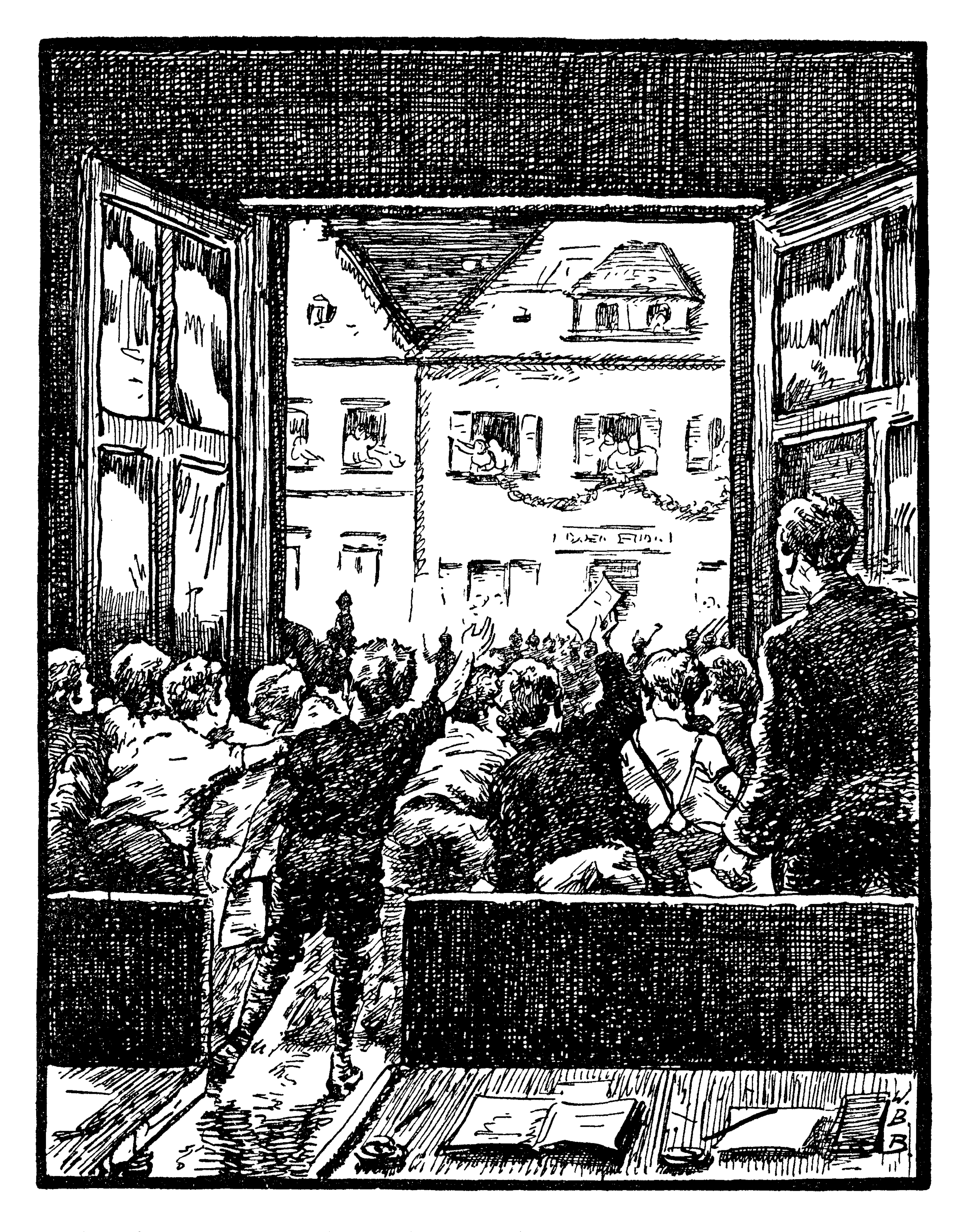
Panzerkreuzer Vaterland.

Eine ungeheure Begeisterung hatte alle Jungen erfaßt. Erich und ich hatten bereits in der Schule verkündet, daß der Indianerstamm der Apachen in eine kriegsstarke Kompagnie umgewandelt werden würde. Wir ließen allerhand Andeutungen fallen, daß es sich um keine Spielerei mehr handle, wiesen auf den Burenkrieg hin und forderten alle Jungen, die etwa den Tod fürchteten, auf, lieber zu Hause zu bleiben.

Ein großes Geflüster ging durch die Schule. Der Unterricht fiel heute schon 2 Stunden früher aus. Drei unserer Lehrer hatten einen Stellungsbefehl erhalten, drei andere hatten sich freiwillig gemeldet und waren nach der nahen Garnisonstadt gefahren.

Selbst der 60jährige Professor Bertold, unser Mathematiklehrer, der Vater meines Freundes Erich, war als Hauptmann des Landsturmes eingezogen worden. Er stieg ungeheuer in unserer Achtung. Später wurde unser Professor Bertold nach unserer Stadt versetzt.

Wenn dann die Landsturmkompagnie an unserem Schulgebäude mit klingendem Spiel vorüberzog, durften wir mitten im Unterricht an die Fenster stürzen. Da zog auf der Straße im dröhnenden Gleichschritt die Kompagnie vorüber. Die Gewehrläufe blitzten in der Morgensonne und die Musik hallte schmetternd gegen die Wände des Klassenzimmers wider. Voran ritt hoch zu Roß unser Professor Bertold,



unser Hauptmann, legte soldatisch grüßend die Hand an den Helm und machte ein so strenges und kriegerisches Gesicht, wie es ihm bei seinem gütigen Aussehen möglich war.

Hauptmann Peter, wie wir Jungen ihn nannten, stand bei seinen Soldaten und bei uns Jungen ungeheuer hoch in Achtung. Dessen ungeachtet war er auch die Zielscheibe manch gutmütigen Spottes. So nannte man ihn auch wohl Hauptmann Rührei, weil man sein hallendes Kommando „Rührt Euch!“ wohl mit „Rührei“ verwechseln konnte.

In unserer Klasse war jetzt wohl keiner mehr, der nicht einen Vater oder Bruder im Felde hatte. Wir fühlten uns alle wie Brüder einer großen Familie. So hatten wir auch nichts dagegen einzuwenden, als am Nachmittag beim Kriegsrat der Apachen, welcher der letzte dieses Stammes sein sollte, viele Jungen mit dabei waren, die sonst nicht dazu gehörten.

Die Hälfte der Apachen war bereits mit Helmen, Seitengewehren, Säbeln und Gewehren erschienen.

Erich hatte sich von seinem Vater genau sagen lassen, wie eine Kompagnie eingeteilt wurde und was alles dazu gehörte.

Ich selber suchte den Freunden zu erklären, wie groß die Überzahl der Feinde Deutschlands sei, und daß wir Jungen, genau wie die Jungen des Burenkrieges, uns darauf vorbereiten müßten, das Vaterland zu verteidigen. Einer hatte ein Kartenwerk mitgebracht und maß uns mit einem Bleistift an Hand eines Maßstabes vor, wie wenige Tausendschritte [1]) es nur von unserer Küste bis nach England seien. Er wies darauf hin, daß es unsere Aufgabe sein müsse, heimlich die Küste vor einem Überfall der Feinde zu bewachen.

Wir waren jetzt alle überzeugt, daß die Heeresleitung zu wenig an unsere ostfriesische Küste gedacht habe und daß wir die Verteidigung in die Hand nehmen müßten. Wir malten uns aus, wie der Kaiser überrascht sein würde, wenn er auf einmal hörte, daß wir ostfriesische Jungen einen Überfall der Feinde auf unsere Küste abgewehrt hätten.

Nun kannte unser Tätigkeitsdrang keine Grenzen mehr.

---

[1]) Kilometer

Der verlassene, große Hühnerstall von Janssens wurde zum großen Hauptquartier bestimmt. Peter Janssen wurde sofort nach Haus geschickt und kam mit der Einwilligung der Mutter wieder. Wir zogen sogleich mit etwa 20 Jungen nach Janssens Haus, aber leider erwies es sich, daß das große Hauptquartier höchstens 6 Mann fassen konnte, die dann auch noch eng zusammengepfercht sitzen mußten. Wir trösteten uns damit, daß ja auch immer nur einige Offiziere sich darin aufzuhalten brauchten und verlegten die Sitzung des Kriegsrats auf Janssens Hof. Hier hielt Jann Torbeck eine große Rede, die uns in helle Begeisterung versetzte. Auf Grund dieser Rede beförderte ich Jann sofort zum Unteroffizier. Jann Torbeck sagte ungefähr folgendes:

„Kameraden, mein Vater ist bei den Seesoldaten. Er wollte eigentlich unmittelbar zu den Kulis, aber da hatten sie schon genug. Vater sagte einmal zu meiner Mutter: Wir müssen dem Feind seine Schiffe entzweischießen, sonst beschießen die eines Tages unsere Küste dermaßen, daß dir unser Schornstein in die Suppe fällt. Darum will ich man unter die blauen Jungens gehen. Da hat meine Mutter laut aufgelacht. Vorher hat sie nämlich geweint, ich weiß nicht warum.“

„Weil dein Vater ins Feld wollte, meine Mutter weinte auch“, bemerkte einer von uns.

„Das ist nun mal so, worüber wir Männer uns freuen, darüber müssen die Frauen heulen. Da kannst nichts dran machen.“

„Also“, fuhr Jann fort, „da hat Mutter gesagt: Tu deine Pflicht, Vater, dann sollst du auch nicht zu Hause bleiben. Ich soll den Kram auch noch wohl alleine schmeißen. — Aber wie gesagt, bei den Kulis hatten sie genug. Ich bin nun dafür, daß wir uns Mariner, des Kaisers blaue Jungen, nennen. Wir sind hier von der Nordseeküste und kennen die deutsche Seefahrt. Gerd, Erich und ich haben schon manche Bootsfahrt hinter uns. Mein Vater braucht unsern alten Kahn ja jetzt

doch nicht mehr; das wird unser Kanonenboot. Wir müssen es uns allerdings erst mal aufklatern, sonst können wir nicht damit fahren.

Übrigens, einen Panzerkreuzer können wir auch haben. Unser Planwagen steht an einer seichten Stelle des Hexentiefes bis an die Räder im Wasser, weil diese ausgeradert sind. Da können wir uns fein eine Kajüte, Kommandobrücke, Gefechtstürme und allen Dod und Deubel drin bauen. Rings um den Wagen ist Wasser. Jungedi, wird das aber fein. Und zum Schluß: Nun wird nur noch Deutsch gesprochen."

Wir waren restlos begeistert. Ich wurde als alter Häuptling zum Kapitän gewählt und ernannte sofort Jann zum Kommandanten des Kanonenbootes mit dem Titel „Herr Korvettenkapitän". Erich und Hans Peterssen wurden Deckoffiziere. Jetzt teilten wir uns Gruppen von 4 Mann mit je einem Obermaat ein. Da wir Jungen hier an der Küste fast alle Matrosen- oder Marineblusen trugen im Sommer, war auch eine gewisse Uniform vorhanden.

Wir verabredeten, am nächsten Nachmittag bei Erichs Wohnung am Marktplatz anzutreten und von dort nach dem Hexentief zu marschieren, wo unsere Flotte lag. In aller Eile sollte der noch freie Teil des Nachmittages für den Einzelnen dazu verwendet werden, unsere Ausrüstung zu vervollständigen.

Jann besaß eine Fahne, die wir zur Kriegsfahne erhoben. Wir andern machten uns weiße Armbinden, worauf wir in Schwarz von unseren Schwestern und Müttern sticken ließen „S. M. S. Vaterland". Janns Gruppe trug auf der Binde die Inschrift „S. M. S. Lever dod as Sklav". So war von Jann das Kanonenboot unserer Flotte getauft worden. Halt! Getauft, nein, genannt worden. Die Taufe mit feierlichem Stapellauf sollte erst später vonstatten gehen.

Die Offiziere trugen auf den Armbinden rote Biesen als Abzeichen ihrer Würde.

Noch nach dem Abendbrot kamen Jann, Erich und ich heimlich zusammen, um miteinander zu beraten. Wir wurden uns darüber einig, daß wenigstens wir drei auf jeden Fall ins Feld wollten, und wenn wir darum von Hause durchbrennen sollten. Sodann wollten wir bei uns an der Küste einen Späherdienst einrichten. O, was gab es jetzt alles zu gliedern. Vor allen Dingen mußten wir uns zu diesem Zwecke auf weite Entfernungen verständigen können. Am Tage durch Flaggenzeichen und abends oder nachts? — verdori, dann war es ja finster.

Wir standen im Garten unseres Hauses. Es war bereits dunkel. Wir versuchten nun, ob man weiße Taschentücher in der Dunkelheit sehen könne, aber leider ging die Geschichte so nicht. Außerdem machte Jann geltend, daß wir die Taschentücher dringender als Verbandsstoff aufbewahren müßten, falls einer von uns oder gar mehrere einmal verwundet werden sollten.

Wir standen noch ratlos beisammen, als Jann plötzlich laut aufschrie und nach dem dunklen Himmel zeigte.

Was war das? Wir erschraken sehr. Plötzlich stand über den Bäumen des Gutes Friesen ein riesiger Lichtbalken, der langsam über den ganzen nächtlichen Himmelsgesichtskreis wanderte. Ich stürzte ins Haus und rief die Eltern, während Erich mit Jann auf die Straße lief.

Wie wir auf die Straße kamen, war nichts mehr zu sehen.

Aber jetzt, was war das?! Nun standen urplötzlich zwei solcher gewaltigen Lichtbalken am Himmel, schnitten von rechts und links die Dunkelheit entzwei, bis sie sich gekreuzt hatten, fuhren wieder auseinander, kreuzten sich nun in einer anderen Himmelsrichtung und waren plötzlich erloschen.

„Das sind Scheinwerfer von Zerstörern, die unter der Insel N. liegen“, sagte der Vater, „sie liegen wohl dort, um unsere Küste zu bewachen.“

Ein Nachbar kam hinzu und meinte, daß es auch Schein-

werfer der Truppe sein könnten, die heute morgen mit klingendem Spiel durch die Stadt zum Hafendorf marschiert sei, von wo sie mit einem Sonderdampfer weiter zur Insel fuhr.

Außerdem hätte auf dem Molenkopf Seedeich gestern schon ein langer Militärzug mit Geschützen und verhängten Wagen gestanden. Es würden sicherlich auch Scheinwerfer darunter gewesen sein. Er habe auch gehört, daß die Insel stark befestigt werden solle. Die Scheinwerfer würden wohl dazu dienen, das Meer nach feindlichen Fahrzeugen abzusuchen.

Während der Nachbar noch erzählte, knuffte Jann heimlich Erich und mir in die Seite. „Menschenskinder, jetzt weiß ich, wie wir uns in der Dunkelheit verständigen können. Einige in unserer Kompagnie haben wohl elektrische Taschenlampen. Wir Schafsköpfe, daß wir nicht eher daran gedacht haben; damit können wir ja wunderbare Zeichen geben. Ich schreibe noch heute abend aus dem großen Wörter- und Nachschlagebuch die Morsebuchstabenfolge ab. Jeder von uns muß es abschreiben und auswendig lernen. Übrigens müßte unser Panzerkreuzer und das Kanonenboot auch einen Scheinwerfer haben."

Sprach's und war in der Nacht verschwunden.

Diesen Abend legte ich mich sehr aufgeregt zur Ruhe nieder.

Wie ich noch wach lag, hörte ich plötzlich, daß es unten im Hause wieder laut herging. Es war mittlerweile Mitternacht geworden. Ich konnte deutlich hören, wie meine Mutter weinte. Irgend etwas Besonderes mußte geschehen sein. Eine Weile lag ich abwartend und horchte, dann stand ich auf und schlich mich nach unten. Die Küche war hell erleuchtet.

Zaghaft öffnete ich die Tür und wurde im selben Augenblick von zwei starken Männerarmen erfaßt und jubelnd emporgehoben. Dann sah ich nahe vor meinen schlaftrunkenen Augen ein braunes, streng geschnittenes Seemannsgesicht, aus dem mich zwei strahlende blaue Augen ansahen. Da schrie ich laut auf „Rolf!" und fiel meinem Bruder um den Hals.

Meine erste scheue Frage war, ob er mir auch aus Indien einen Affen mitgebracht habe, wie er mir vor der Ausreise versprochen hatte.

„Nein, mein Junge, der ist unserm Koch in die Suppe gefallen, als es gerade Lapskaus gegeben hat. Ich hätte dir auch sonst nichts mitbringen können, da wir deutschen Seeleute in Italien das Schiff verlassen haben und schleunigst nach Haus gefahren sind, um zu den Fahnen zu eilen.“

„Dann seid ihr gar nicht mehr in Indien gewesen?“

„Nein, dann hätten uns im Suezkanal die Engländer geschnappt. Außerdem hatten wir keine Lust mehr zum Pellkartoffelfahren. Wir alle wollten lieber mithelfen, dem Franzmann, der immer so neidisch auf unsere Handelsschiffe war, das Fell zu versohlen.“

Meine Mutter schlug mich in eine Decke, und so durfte ich noch eine Weile aufbleiben und zuhören, wie mein Bruder von seiner abenteuerlichen Fahrt erzählte. Atemlos hörte ich zu, wie ich erfuhr, daß aus der ganzen Welt die deutschen Männer und Jünglinge sich nach dem Vaterlande einzuschiffen versuchten, um im Abwehrkampf gegen die Feinde Deutschlands ihren Mann zu stehen.

Am allerglücklichsten war jedoch meine liebe Mutter, daß mein Bruder wieder zu Hause war. O, wie wollte sie ihn jetzt hegen und pflegen, bevor er ins Feld zog.

„Mutter“, sagte mein Bruder da plötzlich. „Mit dem Pflegen ist das so eine Sache. Das geht nämlich nicht mehr.“ Die Mutter wurde ganz weiß, wie mein Bruder nun sagte: „Müßt ihr wissen, morgen muß ich wieder fahren. Ihr wißt ja, ich bin Marinereservemann. Ich fahre morgen nach Wilhelmshafen und melde mich. Übrigens wohnt ja Tante Lotte, deine Schwester, dort, die wird schon für mich sorgen.“

„Kannst du nicht noch einen Tag zugeben, mein Junge. Es ist doch schon allerhand, wenn du aus Italien kommst und dich dann melden würdest, wenn du nur eine einzige Woche bei

mir zu Hause warst. Mien Jung, denk ook doran, dat du een Mooder hest, de di hergäben mutt.“ (Mein Junge, denk auch daran, daß du eine Mutter hast, die dich hergeben soll.)

Da ging mein Bruder seltsam unbeholfen auf meine Mutter zu, nahm sie in den Arm und sagte leise: „Mooder, mien Plicht mutt ick dohn, dat hest du un Vader uns sülben lährt.“ (Mutter, meine Pflicht muß ich tun, dies hast du und Vater selber uns gelehrt.)

Wie seltsam fremd uns selbst Eltern sein können, dachte ich bei mir, wenn das Schicksal sie plötzlich turmhoch über uns stellt. Noch nie hatte ich die Mutter so gesehen wie jetzt.

War sie auf einmal gewachsen? Trug sie nun ein wallendes weißes Gewand? War sie eine Germanenfrau der Vorzeit? Ich empfand es jedenfalls so, wie sie jetzt mit ganz fester Stimme sagte:

„Denn do dien Plicht, mien Jung!“ (Dann tue deine Pflicht, mein Junge.) Ich wurde zu Bett geschickt, aber fast die ganze Nacht fand ich keine Ruhe mehr. Die Mutter hat noch fast die ganze Nacht durch gearbeitet, um Wäsche und Strümpfe meines Bruders in Ordnung zu bringen. Im Nebenzimmer flüsterten die anderen erwachsenen Brüder fast die ganze Nacht durch mit meinem Bruder Rolf. Ich hörte wohl, daß sie ihn glühend beneideten, weil er ohne weiteres zum Militär eingezogen werden konnte, während sie warten mußten, trotzdem sie sich freiwillig gemeldet hatten.

Am anderen Morgen in der Schule besprachen wir noch alles für den Marsch zum Hexentief am Nachmittag. In der 11 Uhrpause waren wir sogar so weit, daß wir einen Spielmannszug aufgestellt hatten, zu dem zwei Trommler, ein Querpfeifer und zwei Mundorgelspieler gehörten.

Am Nachmittag um zwei Uhr ging es dann los. Jungedi, wurde das ein Auflauf. Mindestens 30 Jungen rannten hinter uns her, und die Erwachsenen blieben staunend auf den

Bürgersteigen stehen und riefen uns zu, ob wir direktemang ins Feld marschieren wollten.

Eins! Eins! Eins! Wie wir es in der Turnstunde gelernt hatten, marschierten wir im strammen Gleichschritt durch die Stadt. Terum, terum, terum, terum, voran die Musik und die wehende Fahne.

Dann waren wir am Hexentief angelangt. Da das Grundstück Janns Eltern gehörte, konnten wir es gehörig absperren. Wir stellten verschiedene Wachtposten auf, die sich alle Viertelstunde ablösten. Die Doppelposten liefen feierlich, das Gewehr wie im Anschlag über den Arm gelegt, in einem genau abgemessenen Raum von 5 Meter Breite auf und ab.

Ich rief noch einmal die Kameraden zusammen, um das Losungswort auszugeben. Jann machte darauf aufmerksam, daß es ein möglichst harmloses sein müsse, welches am besten mit Krieg nichts zu tun hätte, so daß niemand darauf kommen konnte. So wählten wir als Losungswort: „Soltneger"; das war ein plattdeutscher Spottname.

Diesen ganzen Nachmittag brachten wir damit zu, unsern Zerstörer wieder flott zu machen und den Panzerkreuzer Vaterland in gefechtstüchtigen Zustand zu versetzen. Da es sehr heiß war, hatten wir alle die Kleider ausgezogen und trugen die Waffen über den Badebüxen.

Ich will verraten, daß niemand von uns vorher geglaubt hätte, daß es uns gelingen würde, aus diesem halb im Wasser stehenden Wagen jemals ein so wundervolles Schlachtschiff zu bauen.

Die Wagendeichsel, die gerade eben aus dem Wasser wippte, wenn jemand darüberlief, wurde das Fallreep.

Nur über das Fallreep konnte man den Panzerkreuzer besteigen, wenn dann noch oben vom Posten auf dem Verdeck eine kurze Strickleiter heruntergelassen wurde.

Der Panzerkreuzer hatte nämlich ein regelrechtes Verdeck, das sich noch oberhalb der Seitenschotten des Wagens be-

fand. Um sich aber auf diesem Verdeck bewegen zu können, bedurfte es einer unbedingt sicheren Ortskenntnis; denn sonst konnte es sich nämlich nur zu leicht ereignen, daß ein Fremdling bei einem Fehltritt oben von der Kommandobrücke durch das Gefechtsdeck als unfreiwilliger Torpedo in die Kapitänskajüte hinabsauste.

Das Deck, von uns Gefechtsdeck genannt, war hergestellt, indem wir Planken und Gartenbänke quer über die Seitenschotten des Wagens gelegt hatten, so daß hierdurch der Wagen zum Teil überdacht wurde und durch die Lehnen der Gartenbänke noch wieder besondere Aufbauten erhielt. Da wir jedoch für den langen Wagen nicht genügend Planken besaßen, um ein lückenloses Deck herzustellen, mußten wir in gewissen Abständen breite Zwischenräume lassen, über die wir Kuhdecken und alte Säcke legten. Kuhdecken standen uns in großer Zahl zur Verfügung, da einer von uns Beziehungen zu einem landwirtschaftlichen Verein hatte, wo sein Vater einen Sekretärsposten bekleidete.

In der Mitte des Decks hatten wir aus einem besonders kunstvollen Aufbau die Kommandobrücke errichtet. Die Grundlage bildeten zwei Grabenplanken, die ohne Zwischenraum nebeneinander lagen. Darauf standen zwei Gartenbänke mit hohen Lehnen, eng zusammengedrückt, mit den Lehnen einander gegenüber. Die Lehnen umkleideten wir wieder mit Kuhdecken, so daß ein vollständiger Laufgang entstand. In der Mitte hatten wir mittels eines mächtigen Schmiedenagels ein Handwagenrad befestigt, welches das Steuerruder darstellte. Es wurde dauernd von einem Matrosen bedient ... Hiermit waren die Decksaufbauten jedoch noch nicht im geringsten erschöpft. Zunächst befand sich in der Mitte über der Kommandobrücke noch ein Mastkorb; das war eine geräumige Teekiste, die auf den Lehnen der Gartenkommandobrücke stand. Das Ding war aber so wackelig wie ein schwankender Mast, so daß der Posten nur mit Kriegsfreiwilligen besetzt

wurde. Gleich am ersten Nachmittag stürzte dieser Mastkorb zweimal herab, so daß der Posten jedesmal „schwerverwundet“ mit Kopfschuß und zerrissener Hose in das Lazarett eingeliefert werden mußte.

Ein Lazarett war nämlich auch an Bord, jedoch hiervon später. Über Deck befanden sich sodann noch die Aufbauten zweier Gefechtstürme. Das waren auf dem Vorderdeck drei große, neben- und aufeinander gestellte Teekisten und auf dem Hinterdeck eine Tonne. Die Kisten stammten von Jann Torbeck, dessen Eltern ein Kolonialwarengeschäft betrieben.

Nach mittschiffs gelangte man nur von der Kommandobrücke aus durch ein Loch im Deck.

Das Schiffsinnere war für Jungenbegriffe einfach herrlich. Es war durch Kuhdecken und andere zu Hause außer Rang gesetzte Tücher in nicht weniger als 5 Räume eingeteilt.

Vorne hinter dem Vorderdeck befand sich das sogenannte Kabelgatt (Tauloch) und das Mannschaftslogis in einem. Von hier aus gelangte man in den Munitionsraum, der aber vorläufig noch leer war. Dann kam man in die geradezu mit indischer Pracht ausgestattete Kapitänskajüte und Offiziersmesse. Es wurde jedoch besonders ausgemacht, daß auch jeder einfache Matrose mit dem gleichen Recht wie „der Olle“ (Kapitän) und die Offiziere sich darin aufhalten durfte. Fast jeder hatte etwas zur Ausschmückung dieser Kabine gestiftet. Es war nur schade, daß man das Schiffsinnere nur in äußerst gebückter Haltung durchschreiten konnte. Übrigens befand sich in der Kajüte sogar ein Logbuch; das war ein Vokabelheft, aus dem die ersten beschriebenen Seiten herausgerissen waren.

Von der Kajüte aus gelangte man in das Schiffslazarett. Der Boden war mit Heu und Stroh bedeckt. Vom Lazarett aus kam man in den Torpedoraum, der an das hintere Wagenheck grenzte. Der Torpedoraum konnte leicht schußfertig gemacht werden. Da sich der Boden unseres Panzer-

kreuzers nur wenig oberhalb des Wasserspiegels befand, bereitete die Anbringung von Schleuderrohren, die aus zwei alten Tonröhren bestanden, weiter keine Schwierigkeiten. Wenn aus den Rohren geschossen werden sollte, mußte das Hinterdeck ein wenig gehoben und mit einer kurzen Latte abgestützt werden. Der Torpedoraum sollte noch einmal Zeuge eines seltenen Meisterschusses werden.

Am Abend dieses Tages konnten wir alle mit unserem Werk zufrieden sein. Sogar der Zerstörer „Lever dod as Sklav" war so weit abgedichtet worden, daß man mit einer Besatzung von drei Mann eine Fahrt über die Breite des Hexentiefes und zurück wagen durfte. Allerdings mußten zwei Mann dann aus Leibeskräften rudern, während der dritte als lebende Pumpe ununterbrochen mit einer alten, großen Konservendose das immer noch einströmende Wasser ausschöpfen mußte.

Aber die „Lever dod as Sklav" konnte doch eine Fahrt auf dem Wasser machen. Wir waren jedenfalls ungeheuer stolz auf unseren Zerstörer, wenn wir ihn auch nur barfuß und in den allerältesten Klamotten (Kleider) betreten durften.

Diesen Abend marschierten wir wieder mit klingendem Spiel durch die Stadt zurück. Als wir an der Waterkoppstraße vorbeikamen, bemerkten wir dort einen Trupp Jungen, die mit Säbeln und Helmen ausgerüstet waren und uns mit höhnischen Zurufen empfingen.

Erich, der neben mir lief, erkannte die Feinde zuerst und rief laut: „Seht an, die schuftigen Sioux haben sich mit den Waffen der ehrlichen Bleichgesichter ausgerüstet."

„Seid ihr Turkos oder weißfarbige Franzosen", höhnte er schon von weitem. Da schrie ihr Anführer, der lange Quartaner Hinnerk Plum wütend: „Ihr Ruskis! Ihr reitende Gebirgsmarine zu Fuß, ihr Heringsulanen! (Früher an der Wasserkante gebräuchlicher Spottname für die Kaiserliche Marine.) Morgen bekommt ihr unsere Kriegserklärung. Ihr

müßt freiwillig die Waffen abgeben, oder wir dürfen mit euch auf eurem dreckigen Panzerkreuzer spielen.“ Ein Wutgeheul von unserer Seite war die Antwort. Jann stürzte wie ein Löwe auf Hinnerk Plum los, indem er rief: „Immer feste druff! Das sagt der Kronprinz auch.“

Hierauf entspann sich ein heldenhafter Straßenkampf, bei dem mindestens 30 Jacken- und Hosenknöpfe auf dem Kampfplatz blieben.

Als wir uns müde gedroschen hatten, warfen wir uns gegenseitig noch längere Zeit vor, gegen jedes Völkerrecht ohne Kriegserklärung zuerst angefangen zu haben.

Endlich schloß Jann die Erörterung: „Ihr Heuchler, zuerst reizt ihr uns und droht mit Kriegserklärung, und wenn wir uns das nicht gefallen lassen und euch das Fell versohlen, haben wir gegen jedes Völkerrecht angefangen. Ihr Waterkoppstraßenfranzosen, ihr wollt uns Deutschen immer vorwerfen, daß wir an allem Schuld sind, nun auch wieder an diesem Krieg, zu dem ihr uns gereizt habt. Ihr seid ja bloß neidisch auf unseren schönen Panzerkreuzer, darum habt ihr Streit angefangen, genau so, wie unsere Feinde gegen unser deutsches Vaterland.“

Nach dieser Rede marschierten wir Kulis zum Marktplatz, wo ich wegtreten ließ.

Ich ging mit Erich nach Hause. Wir waren sehr aufgeregt; denn nun war es klar, daß wir auf der Hut sein mußten, da wir jetzt auch gegen einen inneren Feind, wie Erich sich ausdrückte, zu kämpfen haben würden.

Vor allen Dingen mußten wir den Panzerkreuzer und uns selbst mit Munition versorgen. Dies war uns ganz klar; denn sonst waren wir bei einem Angriff der Franzosen, wie wir die Gegner fortan nannten, einfach wehrlos. Aber wie wir die geeignete Munition herstellen sollten, war uns vorläufig noch eine Aufgabe.

Noch im Bett grübelte ich darüber nach. Endlich hatte ich es. Hinter unserem Hause lag eine ganze Menge alter Dachpappe, da unser Hinterhaus erst kürzlich neu belegt worden war. Das war prächtiger Rohstoff für Stahlmantelgeschosse. Eingerollte Dachpappe, gefüllt mit Sand und kleinen Steinchen, mußten eine verheerende Wirkung haben. Im Notfall konnte man sie sogar anstecken und feindliche Schiffe damit in Brand schießen. Ja, wenn die Gegner überhaupt Schiffe hatten. Ich ließ im Geiste die Gegner an mir vorüberziehen. Zu meinem Schrecken mußte ich feststellen, daß zwei von ihnen vielleicht ein Boot zur Verfügung stellen könnten. Namentlich Hinnerk Plum war in dieser Beziehung gefährlich, da dieser leicht das große Turnvereinsboot bekommen konnte. Sein Bruder war nämlich 1. Vorsitzender des Turnvereins. Wir waren schon oft zu Zeiten, wo wir mit den jetzigen Gegnern Frieden hatten, mit diesem Boot heimlich zusammen ausgefahren. Hinnerk Plum konnte sich die Schlüssel zum Turnvereinsboot fast immer unbemerkt besorgen. Nur eins war gut jetzt, nämlich, daß wir über die Tücken des Turnvereinsbootes auch genau im Bilde waren. Trotz alledem schlief ich sehr beunruhigt ein.

Am andern Morgen in der Schule teilte ich meine Sorgen sofort den Freunden mit. Jann kratzte sich am Hinterkopf und sagte: „Gut, daß ich gut schwimmen kann, denn wenn die mit dem großen Turnvereinsboot die „Lever dod as Sklav“ rammen, dann gehen wir sofort mit wehender Fahne und dem Deutschlandlied auf den Lippen mit Mann und Maus unter. Ich werde befehlen, daß die Mannschaft auf dem Zerstörer nur noch mit Sturmgepäck, das heißt: in der Badehose Dienst tut. Heute nachmittag will ich erst einmal sehen, ob meine Leute auch alle schwimmen können.“

„Och“, sagte Gerd Brinken, der mit zu Janns Leuten gehörte, „gut schwimmen kann ich gerade nicht, aber jetzt im Hochsommer ist das Siel so ausgetrocknet, man kommt höchstens

bis zum Hals ins Wasser, wenn man Glück hat und das Boot an einer seichten Stelle kentert."

Es wurde beschlossen, einen Angriff des Turnvereinsbootes möglichst im seichten Wasser zu erwarten. Besser war besser.

Meine Lösung der schwierigen Munitionsfrage erregte große Begeisterung. Nur die Torpedofrage war vorläufig eine Aufgabe. Torpedos werden bekanntlich aus Werfrohren abgeschossen und sausen, gleichsam das Wasser als Rutschbahn benutzend, über die Wasseroberfläche dahin, bis sie ihr Ziel, ein feindliches Schiff, erreichen und zerplatzen.

Plötzlich pfiff Jann Torbeck auf zwei Fingern, führte einen Indianertanz auf und rief: „Ich hab's!" Trotzdem wir drängten, ließ sich Jann jedoch nicht erweichen, seinen Einfall zu verraten.

„Nein, Kinder, das ist vorläufig Geheimnis der hohen Admiralität. Wenn ich es sagen würde und ein Spion wäre unter uns, dann machten es die Franzosen sofort nach."

„Wie kannst du annehmen, daß sich Spione unter uns befinden", erklärte Erich wütend. Wir waren alle Erichs Meinung, aber Jann machte ein vielsagendes Gesicht und flüsterte plötzlich erregt: „Habt ihr noch nichts gehört?" Wir drängten uns um ihn und steckten die Köpfe zusammen.

„Es sollen sich in unserer Stadt Spione aufhalten. Ihr wißt ja, wie wichtig die hiesige Hauptfunkstelle ist. Wenn die Feinde die Anlage in die Luft sprengen könnten, wäre das ein großer Erfolg für sie. Außerdem werden die Engländer sicher versuchen, an unserer Küste einen Landungsversuch zu unternehmen."

Wir waren starr, an Spione hatten wir noch nicht gedacht. „Das sind also Späher, wie sie in den Indianerbüchern genannt werden," fragte jemand.

Jann bejahte es und erklärte uns, daß es nun nicht gerade

Feinde zu sein brauchten, sondern es könnten auch Landesverräter sein, Deutsche, die ihr Vaterland verrieten.

Das begriffen die meisten von uns nicht. Wie konnte ein Deutscher sein Vaterland verraten?! Wir hielten das einfach für ausgeschlossen.

„Tja", sagte Jann, „das hab ich auch zu meinem Vater gesagt damals, aber da sagte der nur: Ja, ja, wenn das liebe Geld nicht wäre. Das hat schon aus manchem Menschen einen Lumpen gemacht."

„Ach so ja, ein Spion bekommt also für den Verrat von Geheimnissen von unseren Feinden viel Geld", sagte da plötzlich Siegmund Mogel, der reiche Kornhändlerssohn, und seine Augen glitzerten eigentümlich dabei.

Wir schauten Siegmund Mogel etwas betreten an, und einer von uns, Willy, dessen Vater bei Mogels arbeitete, bevor er eingezogen wurde, sagte stolz: „Wenn ich auch man ein armer Schlucker bin und für meine Mutter gut Geld gebrauchen könnte, so trau ich eine solche Schweinerei doch keinem echten Deutschen zu. Das tun nur Fremde, so Spionage treiben."

Jann blieb indessen hartnäckig dabei, daß auch Deutsche Spione sein könnten. Wir beschlossen, auf jeden Fall auf jeden verdächtigen Menschen in der Stadt ein wachsames Auge zu haben.

Jann nahm mich nachher beiseite und flüsterte: „Du, der Siegmund Mogel, der gefällt mir überhaupt nicht. Vater sagte einmal: Die Mogels können den Rachen nicht voll genug kriegen. Die sind zu allem fähig, wenn die nur Geld damit verdienen. Mußt du wissen, die machen auch Geldgeschäfte. Wir haben auch Geld von denen gepumpt. Jetzt muß ich immer Siegmund abschreiben lassen. Mutter will nicht haben, daß ich es dem Lehrer sage, weil Mogels uns sonst das Geld nicht länger leihen könnten. — — Übrigens glaube ich niemals, daß ein Arbeiter oder sonst ein armer Schlucker ein

Verräter wird. Ich glaube eher, na, ich will ja nichts gesagt haben."

Ich war ganz benommen von Janns Aufklärung über Mogels und stotterte: „Du, Jann, wenn die man keine Spione sind."

„Unter uns, ich habe es auch schon gedacht. Weißt du noch, daß Siegmund sich immer so furchtbar groß tat, daß er Verwandte in London, Paris und Rotterdam hätte. Das können doch keine echten Deutschen sein, wenn die Verwandten Franzosen, Engländer und Holländer sind. Das ist doch eigentlich lächerlich, daß Mogels trotzdem echte Deutsche sind. Vater sagte immer: „Als Deutscher muß man geboren sein. Mit einem Anmeldeschein und einer ganzen Million kann man aus einem Polen oder Franzosen noch keinen Deutschen machen. Das hat der einfachste und ärmste Deutsche jedem Fremden voraus." Vater sagte, das wäre genau so wie mit unserem Kanarienvogel. „Das bleibt ein fremder Vogel, und wenn er hundert Jahre in einem deutschen Käfig lebt."

Dies alles leuchtete auch mir vollkommen ein. Ich verabschiedete mich dann von Jann und ging voller Gedanken nach Haus. Ich sah plötzlich Gefahren, an die ich vorher nie gedacht hatte. Bis jetzt hatte der Krieg für mich nur etwas Heiteres, Kraftvolles gehabt, und nun senkte sich ein Schatten auf meine junge Seele. Ich begriff unbewußt, daß im Lichtkampf der Helden auch die Mächte der Finsternis zum grauenvollen Leben erwachen und große Gewalt ausüben.

Spione.

Ein Geflüster und Gemunkel ging durch die Stadt. Es lastete auf Jung und Alt mit unsichtbarem Druck, drang wie ein unsichtbares Gift in alle Häuser ein und verbreitete überall ein unheimliches, grauenvolles Gefühl. Nur wir Jungen saßen verbissen und mit heimlichen Stolz überall in den

Häusern der Stadt an den so schweigsamen Mittagstischen und lächelten geringschätzig über das Geflüster der Erwachsenen.

Warum flüsterten die Erwachsenen?!

Wir Jungen sollten nicht hören, was eigentlich los war.

Wie gesagt, wir lächelten geringschätzig über die Wichtigkeit der Erwachsenen, die uns etwas verbergen wollten. Ausgerechnet uns etwas verbergen wollten!

Wir prusteten laut los, wenn wir zufällig irgendwo zusammenkamen und von den Erwachsenen nach draußen geschickt wurden. Was wußten die Geheimnistuer denn?

Nichts!

Aber wir, wir waren dem Unheimlichen schon lange auf der Spur. An unseren Schiffen wurde nur noch mit einigen Mann gearbeitet. Merkwürdigerweise ließen uns die Feinde noch vollständig in Ruhe. Hatten sie Angst?

Wir anderen Jungen aber streiften durch die Stadt, durch die Felder, durch die Gärten. Wir fuhren auf unseren Rädern, aber immer nur zu zweien, damit es nicht auffiel, nach dem nahen Hafendorf, lungerten am Hafen herum, schlängelten uns so nahe wie möglich an die Hauptfunkstelle heran, vor der an jeder Seite auf der Kappe des Deiches ein Posten stand, und versuchten überall mit Erwachsenen ein Gespräch anzufangen.

Ich war ununterbrochen mit Jann unterwegs. Jann hatte eine besonders ausgeklügelte Arbeitsweise, verdächtige Erwachsene auszufragen.

Die Schwierigkeit war, möglichst unbefangen ein Gespräch zu beginnen. Janns unfehlbares „Unkel, wo laat ist't?“ (Onkel, wie spät ist es?) wurde zur Richtschnur für alle, die im G. K. S. A. W. D. tätig waren.

Jeden Abend um 7 Uhr hielt die GKSAWD im Panzerkreuzer „Vaterland“ eine Geheimsitzung ab. Und hier wurde denn auch das Wort ausgesprochen, bei dem die Erwachsenen so geheimnisvoll taten. Und das Wort, worum

sich alles drehte, warum die GKSAWD von uns Jungens gegründet war, hieß

Spione.

Es sollten Spione in der Stadt sein. Wir Jungen waren fest entschlossen, sie unschädlich zu machen. Aus diesem Grunde bildete die Kaiserliche Marine des Panzerkreuzers „Vaterland“ und des Zerstörers „Lever dod as Sklav“ die GKS AWD. Das hieß: Geheimer-Küsten-Spionage-Abwehrdienst.

* * *

Jann, Erich und ich beschlossen, nun auch heimlich nachts einmal Streifwachen zu unternehmen.

Das war allerdings mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden und manchmal unausführbar. Was war da nicht alles im Wege! Knarrende Treppen, offenstehende Türen im Hause, der leise Schlaf des Vaters, das schwierige Haustürschloß. Jann konnte am leichtesten ausrücken. Er pflegte dann Erich behilflich zu sein, und zuletzt holten die beiden mich ab. Mein Zimmer lag nach dem Garten heraus.

Es war ein kühler Sommerabend, und ich lag schlaflos und voll innerer Unruhe im Bett, als plötzlich ein durchdringender Pfiff unter meinem Fenster ertönte. Ich war mit einem Satz aus der Falle und griff nach meiner elektrischer Taschenlampe. Dann ging ich an das Fenster und zog so leise wie möglich den Rollvorhang hoch.

Dann blinkte ich mit der Taschenlampe dreimal: lang, kurz, lang. Das war das verabredete Zeichen für: Ich habe euch verstanden.

Wie im Zwangsschlaf starrte ich dann nach der Laube, die hart an der Hecke unseres Gartens lag. Von dort mußten die Antwortzeichen kommen. Ich bemerkte jedoch nur ein planloses Blinken und leise Rufe: Schnell! Schnell! Zu doch! Schnell!

In wenigen Minuten war ich angezogen, schwang mich zum



Fenster hinaus und landete ziemlich unsanft auf dem flachen Dach des Hinterhauses, rutschte an die äußerste Kante und kletterte schließlich auf den Hühnerstall, wobei mir der Tür-

griff des Hinterhauses als Trittbrett dienen mußte. Nur noch Sekunden, dann stand ich atemlos bei den Freunden an der Hecke.

„Was ist los?“

Ich bekam zunächst keine Antwort und rannte neben den beiden her, die der nahen Stadtgrenze zueilten. Endlich blieben wir atemlos stehen, und Jann flüsterte, heiser vor Aufregung: „Sieh da, wenn das kein Zeichen für die Feinde ist, will ich nicht mehr Jann Torbeck heißen.“

Ich folgte mit meinen Blicken der Richtung seines ausgestreckten Armes und bemerkte jetzt, der Herzschlag stockte mir, am nordwestlichen Horizont, ganz in der Nähe der Hauptfunkstelle, einen rötlichen Schein, der manchmal gelbe Lichtbahnen hatte.

Es kann auch ein Brand sein, dachte ich. Aber als ich dies äußerte, sagte Jann hohnvoll: „Brand, woher denn ein Brand. Es ist seit Tagen keine Spur von Gewitter in der Luft. Bauernhöfe brennen nur ab, wenn der Blitz hineinschlägt.“

Das leuchtete uns allen ein. Wir begriffen, daß wir irgendetwas tun mußten, um die Polizei und die Stadt aufmerksam zu machen. Wir durften uns aber nicht dabei erwischen lassen; denn es war uns klar, daß wir eine gehörige Tracht Prügel zu erwarten hätten, wenn es herauskam, daß wir nachts draußen gewesen waren; auch wenn wir eine Heldentat vollbracht hätten.

„Und wenn es nun einmal nichts ist“, bemerkte Erich, „bekommen wir den doppelten Anteil.“

„Ich weiß etwas“, sagte Jann, „wir rennen jetzt, was wir können, nach der Stadt, jeder nach einem anderen Feuermelder, läuten dort an den Türen, bis jemand ans Fenster kommt und rufen dann laut: Es brennt bei der Hauptfunkstelle! Hierauf reißen wir aus und machen jeder, daß wir nach Hause kommen.“

Wir waren von Janns Plan begeistert, schwuren uns in letzter Minute Stillschweigen bis zum Grabe und setzten uns in Richtung der Stadt wieder in Trab.

So schnell war ich noch nie in meinem Leben gerannt. Es war mir, als berührten meine Sohlen kaum das Pflaster, als würde ich vorwärtsgeschleudert von einer unsichtbaren Riesenfaust. Dann stand ich atemlos vor dem Hause des Schustermeisters Nannen und läutete Sturm.

Ein Fenster flog auf und eine verschlafene Frauenstimme ließ sich hören. Ich schrie: „Es brennt! Es brennt in der Hauptfunkstelle!“

In meiner Aufregung sah ich bereits die Hauptfunkstelle selber brennen. Ich hörte nur noch, wie die Frauenstimme schrie: „Vadder, Vadder, du mußt Brand blasen! — — — Hauptfunkstelle! — — — Herr — — — — — —“

Dann war ich wie ein Spuk in der Dunkelheit weggetaucht. An der zweitnächsten Straßenecke wäre ich beinahe mit Erich zusammengeprallt, der sich auch bereits in voller Flucht nach seinem Hause befand. Wir hielten uns eine ganze Strecke an der Hand und rannten zusammen weiter, bis wir uns trennen mußten.

Ich lag gerade wieder im Bett, als draußen die schaurigen, langgezogenen Töne der Brandhörner hörbar wurden.

Nun wurde mir doch sehr angst. Wie, wenn jetzt der ganze Alarm umsonst war? Dann wurde aus unserer Heldentat ein Buben- und Dummerjungenstreich. Warnende Strafen würden uns sicher sein.

Horch! Was war das? Nun begannen auch die Glocken zu läuten und die Dampfsirenen der Fabriken heulten gespenstisch durch die Nacht.

Ich sprang ans Fenster und hörte, wie es sich nun auch bei uns im Hause rührte. Mit einem Schlage war jetzt die Stadt erwacht. Von meinem Fenster aus bemerkte ich, daß in allen Häusern die Lichter aufflammten. Ich hörte, wie

auf der Straße Leute hin und her liefen und sich erregt etwas zuschrien.

Eine ungeheure Aufregung mußte die Stadt erfaßt haben.

Wie ich bemerkte, daß im Hause alles wach war, ging ich nach unten.

In einer solchen Aufregung hatte ich die Familie noch nie gesehen. Alle waren damit beschäftigt, sich schleunigst anzuziehen.

„Was ist los?" fragte ich so harmlos wie möglich. Keiner gab mir Antwort. Aber es fiel auch nicht auf, daß ich in der allgemeinen Aufregung mit nach draußen lief.

Auf der Straße herrschte die tollste Aufregung. Es hieß sogar schon, die Engländer wollten bei Seedeich landen, um die wichtige Hauptfunkstelle zu besetzen. Spione, die von Holland aus eingeschlichen wären, hätten als Zeichen in der Watermarsch einen Bauernplatz angezündet, der als weitleuchtendes Fanal den Feinden die Richtung weisen sollte. Es wurde bekannt, daß der brennende Bauernhof gleich hinter dem Seedeich lag und somit wirklich auch im Ernstfalle ein großartiges Richtzeichen gewesen wäre.

In dieser Nacht sind wohl nur Greise und Lahme zu Hause geblieben.

Wie ein einziger Mann stand die Stadt auf, um den verräterischen Brand löschen zu helfen. Jeder half, wo er konnte und unterstützte die Feuerwehr beim Heranschaffen der Gerätewagen und Spritzen.

In derselben Nacht wurden noch Verhaftungen von Personen vorgenommen. Wie sich später aber erwies, waren die Leute samt und sonders unschuldig. Man nahm damals jedoch an, daß sie mit dem brennenden Hof den Feinden ein Zeichen geben wollten.

Zu meinem großen Bedauern gelang es mir nicht, in dem allgemeinen Getümmel Jann oder Erich zu finden.

Erst am Morgen trafen wir drei in der Schule zusammen.

Wir gaben uns feierlich die Hand und schworen uns noch einmal Stillschweigen bis ans Grab. Wir beschlossen aber, unsere Tat unter uns zu feiern und an Bord des Panzerkreuzers ein Fest zu geben.

Jann machte darauf aufmerksam, daß unsere Schiffe eigentlich noch gar nicht in aller Form vom Stapel gelaufen und getauft wären.

Wir beschlossen, Stapellauf und Taufe der Schiffe an einem der nächsten Nachmittage feierlich zu begehen und dabei eine Geheimsitzung der GKSAWD im Mannschaftslogis abzuhalten. Vor allen Dingen wollten wir jetzt unsere eigenen Reihen nach Spionen untersuchen und Kriegsgesetze ausarbeiten. Jawohl, das war unbedingt notwendig, denn ein Verräter mußte sofort von einem Gerichtshof zum Tode verurteilt werden können.

Die nächsten Tage brachten tolle Aufregung in unsere Stadt.

Auf dem Nonnenhof, einem kreisrunden Platz vor dem Ortsgefängnis, sammelten sich immer wieder Leute an, da im Gefängnis noch Spione sein sollten.

Es hieß, die Spione sollten sofort erschossen werden. Einige wollten sogar schon wissen, daß ihre Gräber bereits geschaufelt seien. Spione würden so erschossen, daß sie gleich ins Grab fielen.

Für uns Jungen war in diesen Tagen ein Spion, ein Vaterlandsverräter, der Inbegriff alles Bösen. Wir fühlten wohl das Schmachvolle, das darin liegt, daß ein Volksgenosse den andern verrät. Wir wünschten nichts anderes, als daß diese Lumpen erschossen würden. Unser sittliches Gleichgewicht wäre ins Wanken gekommen, wenn wir nicht in diesen Tagen die Hoffnung gehabt hätten, daß eine in unseren Augen unermeßliche Schuld gegen das Vaterland seine Sühne finden würde.

Einzig Siegmund Mogel war anderer Meinung. Er hielt

die gefangenen Spione für leidende Glaubenshelden und bedauerte sie, während wir, wie gesagt, auf den Standpunkt standen, daß sie sofort erschossen werden müßten.

Wir begriffen ehrlich die Ansicht Siegmund Mogels nicht.

Mein Vater pflegte eine gewisse Sorte Menschen während der Kriegszeit als Miesmacher zu bezeichnen. Damit meinte er Leute, die immer nur Unheil witterten, unseren sicheren Untergang voraussagten und sich mit viel Klagen und Jammern über die schlechten, bösen Zeiten aufregten. Aus irgendeiner Gedankenverbindung heraus betrachtete ich den reichen Siegmund Mogel, der so weibisch war, daß er nicht einmal einen Verräter erschießen wollte und ihn bedauerte, auch als einen Miesmacher.

Eins war sicher, alle Jungen verachteten einen Vaterlandsverräter. Es war unsere ehrliche, feste Überzeugung, daß solche Lumpen an die Wand gehörten und jeder, der noch solche Lumpen beschützen wollte, daneben.

Siegesfrei.

Jeder Tag brachte jetzt aufregende Geschehnisse; ja, jede Stunde hatte fast ihre Geschichte.

Ununterbrochen liefen die Siegesnachrichten von der Front ein. Wir Jungen kamen aus der Begeisterung gar nicht mehr heraus. Tag für Tag verkündeten die Zeitungen die Heldentaten unserer Väter und Brüder an der Front. Keine Minute zweifelten wir jetzt mehr, daß Deutschland siegen würde. Unsere einzige Furcht war, daß der Krieg zu schnell beendet sein könne und daß wir selber dann nicht mehr in das Feld ziehen könnten.

Das deutsche Heer rang bei Tannenberg mit einem übermächtigen Gegner. Und dann war plötzlich die Eilnachricht da von dem Sieg bei Tannenberg. Es muß vormittags um

9 Uhr gewesen sein, als die Nachricht bei uns auf dem Schulplatz eintraf.

Ein ungeheurer Jubel entstand. Wir fielen uns um den Hals und verdroschen uns gegenseitig vor Übermut und Freude.

Plötzlich sang der ganze Schulhof das Deutschlandlied. Irgendwer hatte es angestimmt, aber es klang, als wenn es gleichzeitig begonnen sei und es ein unsichtbarer Konzertmeister zu Ende leitete.

Als das Ende der Ruhezeit zwischen den Schulstunden eingeläutet wurde, gaben uns die Lehrer bekannt, daß wir nicht in die Klassen, sondern in die große Aula zu gehen hätten.

Erwartungsvoll stellten sich sämtliche Klassen der Schule in gewohnter Ordnung in der Aula auf.

Der Direktor befahl den Gesang: Nun danket alle Gott. Inbrünstig und voll innerer Überzeugung schwoll der Gesang aus wirklich dankbaren Herzen auf.

Hiernach gab der Direktor unter grenzenlosem Jubel bekannt, daß bei Tannenberg nach heldenhaftem Ringen unsere Truppen einen gewaltigen Sieg errungen hätten.

Nur mit Mühe konnten die Lehrer uns wieder zur Ruhe bringen. Erst der Hinweis auf eine wichtige Botschaft brachte uns vollkommen zur Ruhe, zumal die Lehrer sehr verschmitzt lachten und von einer geradezu übertriebenen Güte waren.

Nun bestieg der Direktor wieder das Rednerpult. Mit feierlich erhobener Stimme las er sodann einen Erlaß des Unterrichtsministeriums vor, aus dem hervorging, daß die Schulen zur Feier des Sieges für den heutigen Tag zu schließen seien.

Die weiteren Worte des Direktors gingen in unserem Toben unter.

„Genau wie am Sedantag", brüllte Jann Torbeck außer sich. „Menschenskinder, wenn das so weiter geht, kriegen wir jeden dritten Tag frei."

Bei dieser Aussicht brach uns nahezu vor Freude der Schweiß aus.

Noch einmal hielt uns das mächtig aufbrausende Deutschlandlied zusammen, dann stürzten wir in die Klassen und rissen unsere Schulbücher unter den Bänken hervor.

Im Sturmlauf stürmten wir ins Freie. Allen voran Jann Torbeck.

Er war als erster draußen und schrie, nein brüllte mit allen Kräften, die er besaß, indem er gleichzeitig einen Luftsprung tat:

Siegesfrei!

Das Wort war geboren. Nun trugen wir es in jede Straße, jede Gasse, jedes Haus, das herrliche Wort „Siegesfrei“, das für uns Jungen alles umschloß, was Krieg, Ruhm, Heldentat, höchstes Glück und Sieg bedeutete.

Zu Hause sprang ich meiner Mutter in die Arme und stammelte: siegesfrei! Ich glaube, sie hat erst recht begriffen, was geschehen war, als Vater kam und ihr alles erzählte.

„Was“, sagte Mutter, „das ist ja genau so wie bei Sedan. Kinder, was für eine große Zeit. Sedan! Vater, weißt du es noch, als wir noch jung waren. Nun heißt es Tannenberg, und unsere eigenen Kinder haben dabei geholfen.“ Ein Erschauern ging bei den Worten der Mutter durch meine junge Seele, und ich begriff, daß dieser Tag wie Sedan galt, daß dieser Tag Geschichte war. Geschichte, die einmal richtig in Geschichtsbüchern stand und die andere Jungen später einmal lernen mußten.

Also, welche Tagangabe hatten wir heute. Diese Tagangabe würden nun später die Jungen auswendig lernen müssen, vielleicht sogar mühselig aus dem Verzeichnis der Geschichtszahlen auf kleine Zettel schreiben, um es heimlich abzulesen. Bis jetzt hatte ich den Sinn des Geschichtsunterrichtes nicht recht erfaßt, ja, er erschien mir manchmal sogar zwecklos, überflüssig

und unwirklich. Ich hatte bis dahin wohl schon Freude an der Darstellung von Schlachten und großen Ereignissen, aber ich betrachtete dies alles mehr wie schöne Geschichten, etwa wie eine Lederstrumpferzählung, Erzählungen, die wohl begeisterten und für wahr gehalten wurden, aber in ein heutiges Dasein eingefügt, einfach unglaublich schienen.

Bis jetzt hatte ich geglaubt, so etwas würde sich eben heute doch nicht mehr ereignen.

Nun begriff ich aber, daß die Geschichte unseres Volkes lebendig ist. Ich erlebte ja selber Geschichte mit. Schlachten, Siege und ein Tag, an dem die Jugend einen Sieg feierte, der nicht Jahrzehnte zurücklag, sondern sich gestern ereignete und für den meine eigenen Verwandten gestritten hatten. Wie ein Rausch hatte es uns alle erfaßt.

Jann, Erich und ich riefen alle Freunde zusammen. Wir beschlossen, am Nachmittag auf unserer Flotte ein großes Siegesfest zu feiern. An diesem Nachmittag hätten wir sonst zwei Stunden Unterricht gehabt.

Punkt zwei Uhr marschierten wir mit klingendem Spiel vom Marktplatz ab. Jann trug unter der Jacke eine Flasche mit Brause, die als Sektflasche am Bug des Panzerkreuzers zerschmettert werden sollte. Wir hatten in der Schule dafür gesammelt, jeder hatte einen oder zwei Pfennig gegeben.

Zehn Jungen nahmen auf dem Deck des Panzerkreuzers Paradeaufstellung; mehr konnten sich mit dem besten Willen oben auf den Querplanken nicht halten.

Vorne, an der Deichsel des Wagens, wurde mit einem Bindfaden die „Sektpulle“ befestigt.

Jann wollte gerade mit der Taufe des Schiffes beginnen, als unsere Feier empfindlich von den Waterkoppstraßenfranzosen gestört wurde.

Die Feinde waren ziemlich stark angerückt und bedrängten am Eingang des Weidestückes unsere Posten.

Gleichzeitig sahen wir, wie das Turnvereinsboot vollbesetzt das Hexentief herauffuhr.

Ein wohlgezielter Schuß mit einem Kohlstrunk traf die Brauseflasche, so daß sie heftig hin und her schaukelte und sich fast zerschlagen hätte.

Da ergriff Jann Torbeck schleunigst die Pulle, schmetterte sie gegen die Deichsel, unser Fallreep, und schrie: „S. M. S., ich taufe dich auf den Namen Panzerkreuzer „Vaterland“, zugleich taufe ich S. M. S. Kanonenboot und Zerstörer auf den Namen „Lever dod as Sklav“, weil wir nur eine Sektpulle haben.“

Ein schallendes Hohngelächter und ein dichter Kohlstrünkehagel seitens der Feinde war die Antwort. Wir brüllten dreimal Hurra, dann begab sich Jann mit drei anderen schleunigst an Bord des Zerstörers, um den Angriff des Turnvereinsbootes abzuwehren. Alle anderen begaben sich in das Innere des Panzerkreuzers „Vaterland“. Nur etwa 9 Mann blieben an Deck, hiervon 3 auf der Kommandobrücke.

Die „Lever dod as Sklav“ blieb vorsichtigerweise in der Nähe des Panzerkreuzers im seichten Wasser und ließ sich auch durch die Hohnworte der Leute im Turnvereinsboot nicht bewegen, in das tiefere Fahrwasser zu fahren, obwohl Jann bereits vor Zorn kochte.

Nun begann auch von der Landseite her der Angriff gegen unseren Panzerkreuzer. Wir hatten mit vieler Mühe das Fallreep, die Wagendeichsel, hoch gezogen, so daß wir rings vom Wasser umgeben waren. Das war ein natürlicher Schutz, während der Gegner den Vorteil hatte, daß er von überallher Kriegsmaterial und Hilfskräfte heranholen konnte, soviel wie er wollte.

Jetzt machten sich zehn unserer Feinde auch noch barfuß. Es war uns sofort klar, daß die Gegner jetzt versuchen wollten, die „Vaterland“ zu entern.

Das sollte ihnen schlecht bekommen.



Ich ordnete sofort an, daß das unregelmäßige Schießen von unserer Seite aufhörte. Dann stellten sich im Inneren des

Kreuzers alle in einer Reihe bis zum Munitionslager hin in Tuchfühlung auf, damit uns auf der Kommandobrücke und in den Gefechtstürmen die Munition nicht ausgehen konnte. Zwei Freiwillige stellten sich noch auf dem Verdeck auf.

Nun konnte es losgehen. Und es ging los!

Mit großem Geschrei wateten die 10 Gegner in das Wasser, wobei sie mit ihren Holzsäbeln in der Luft herumfuchtelten. Der Angriff der Zehn wurde gedeckt durch ein ununterchenes Kohlstrünke- und Erdklutenbombardement. Die Feinde hatten sich ähnlich wie wir im Inneren des Panzerkreuzers in Doppelreihen aufgestellt.

In der vordersten Reihe, hart an der Wassergrenze, standen vier Großwerfer, wie sie ihre Kohlstrünkeschmeißer nannten. Unter ihnen befand sich Hein Peters, ein gefürchteter Werfer, der beim Ballspiel in der Turnstunde über einen großen Schulhof hinüber noch einen Davonrennenden traf und zwar so, daß es noch ordentlich pfefferte.

Hinter den vier Werfern stand eine ganze Reihe Zulanger, und dahinter liefen noch die Zubringer der Munition hin und her.

Die Verschanzung unserer Kommandobrücke war in kurzer Zeit in Fetzen geschossen worden. Auf meinen Befehl hin hatten wir das Feuer vollkommen eingestellt. Ich wollte warten, bis der Feind ganz nahe heran war.

Als sich der Feind unserem Panzerkreuzer bis auf 3 Meter genähert hatte, schrie ich laut: „Feuer!“

Im selben Augenblick hagelte es von der Kommandobrücke und den beiden Gefechtstürmen nur so herab. Ununterbrochen wurde uns durch die Kette der Kameraden im Innern des Kreuzers die Munition zugereicht.

Die Munition bewährte sich vortrefflich. Beim Aufschlag oder schon in der Luft platzte die Dachpapphülle auf und der Inhalt, Sand und Kieselsteine, pfefferte auf die Angreifer nieder.

Ich befahl jetzt Schnellfeuer. Und so schnell wie Jungenarme zum Wurf ausholen können, so schnell sausten ununterbrochen unsere Geschosse durch die Luft, bis diese in eine graue Staubwolke verwandelt war.

Die Feinde stoben zum Ufer zurück, verfolgt von unserem Hohngeheul.

Der erste Angriff war abgeschlagen, aber er hatte auch die Hälfte unseres Munitionsvorrates gekostet. Außerdem waren die Aufbauten unseres Kreuzers arg zerschossen worden.

Die Feinde zogen sich jetzt zurück und hielten scheinbar einen Kriegsrat ab.

Wir wollten uns gerade unter Deck begeben und dasselbe tun, als sich auf dem Fahrwasser ein wüstes Gebrüll erhob.

In voller Fahrt kam jetzt das Turnvereinsboot herangerudert, um unseren Zerstörer zu rammen, der sich noch immer in der Nähe des Panzerkreuzers im seichten Wasser aufhielt.

Jann versuchte in letzter Minute noch, den schwerfälligen Kahn durch Backbordruderschläge so herumzuwerfen, daß er in die Steuerbordriemen des Turnvereinsbootes fuhr, aber das Manöver mißlang leider.

Krachend fuhr das gegnerische Kriegsschiff unserem betagten Zerstörer in die Seite, daß es taumelte wie ein betrunkener Matrose und dann langsam in die Metertiefe abgurgelte. Der Vorgang löste auf seiten der Gegner zu Wasser und zu Lande stürmisches Siegesgeheul aus.

Doch dieser Sieg der Feinde sollte zu einem Pyrrhussieg werden. Der Untergang der „Lever dod as Sklav“ wurde der Anlaß zu einer unerhörten Ruhmestat unserer Marine.

Die vier Mann Besatzung unserers Zerstörers purzelten zunächst einmal ins Wasser.

Dann ergriff der im Wasser stehende Jann, so wie weiland der Schweizer Winkelried die Speere der Ritter, die zwei in Dolden hängenden Steuerbordriemen des feindlichen Kriegsschiffes und zog das Boot hinter sich her in Richtung des

Panzerkreuzers, während die übrigen drei in das Boot enterten und dort eine heldenmütige Balgerei veranstalteten.

In wenigen Minuten hatte Jann das Boot ganz in die Nähe des Panzerkreuzers gezogen. Nun sprangen auch die Feinde vom Land aus wieder in das Wasser. Wir empfingen sie vom Panzerkreuzer aus mit einem neuen Geschoßhagel, bis sich keine einzige Granate mehr im Munitionslager befand.

Inzwischen hatte Jann das Boot ganz herangezogen. Die Hälfte unserer Besatzung sprang ins Wasser, um das Boot völlig zu erobern. Aber die Feinde zogen es nun vor, schleunigst über Bord zu springen und an Land zu waten.

Den Feinden gelang es noch, mittels einer langen Bohnenstange den Gefechtsturm 1 über Bord zu stoßen. Hierbei sauste auch Erich kopfüber ins Wasser. Dann schlugen wir den Feind restlos in die Flucht.

Die Feinde zogen endgültig ab. Es wurde auch Zeit für sie; denn sie waren von oben bis unten durchnäßt und mußten den Rest des Nachmittages damit zubringen, die Kleider zu trocknen, damit ihre Kriegsfahrt zu Hause nicht auffiel.

Von den Unsrigen waren mehr als die Hälfte ebenfalls völlig durchnäßt.

Wir waren uns klar darüber, daß wir vielleicht nicht weiter spielen durften, wenn unsere Seeschlacht herauskam. Auf jeden Fall mußten wir mit trockenen Kleidern nach Hause kommen.

Da kam ich auf einen herrlichen Einfall. Ich befahl, daß alle Durchnäßten sich als Schwerverletzte ins Schiffslazarett zu begeben hätten.

Dort zogen wir uns aus und legten uns auf das Heu. Die anderen mußten währenddessen unsere Kleider auswringen und auf Deck und an Land zum Trocknen auslegen. Um den Luftzug zu verstärken und das Trocknen zu beschleunigen, wur-

den von Zeit zu Zeit mit den nassen Wäsche- und Kleiderstücken Flaggenzeichen geübt.

Wir Schwerverwundeten aber fühlten uns wie Könige. Unser aller Siegesrausch fand aber seinen Höhepunkt, als einer, der schnell nach Hause gelaufen war, mit einer Flasche Saft wiederkam.

Jetzt waren wir echte, alte Seebären, und jeder bekam seinen Köm.

Es war ein herrlicher Nachmittag. Ein Nachmittag, an dem wir sonst zwei Stunden Gesangunterricht gehabt hätten. Heute aber war „Siegesfrei."

Plötzlich sprang Jann wie elektrisiert auf und schrie: „Nun haben wir die Torpedos ja noch nicht abgeschossen. Wir werden jetzt einmal das feindliche Kriegsschiff torpedieren."

Wir hatten die Torpedos, Janns Geheimnis, in der Hitze des Gefechts vorhin ganz vergessen und folgten nun Jann neugierig in den Torpedoraum.

Einer band den feindlichen Kreuzer los.

Im Torpedoraum nahm Jann den Sack von der Öffnung eines Schleuderrohres, die bekanntlich aus alten Tonröhren bestanden.

Ein mächtiger, ausgedienter Wäschepfahl wurde sichtbar. Vorne an diesem Pfahl war eine kleine Konservendose aufgenagelt, aus der ein langer Schmiedenagel hervorsah. Der Nagel sollte beim Aufschlag auf einige Knallkorke stoßen, die sich innerhalb der Konservendose befanden, und diese zum Zerplatzen bringen.

Das Turnvereinsboot trieb jetzt genau vor der Mündung des Schleuderrohres.

Jann stellte sich schnell breitbeinig über das Abschußrohr, indem er dem Ziel den Rücken kehrte, hob den im Rohr liegenden Torpedopfahl am Ende etwas hoch und stieß ihn dann mit aller Macht nach draußen.

Klatschend schlug der Pfahl auf dem Wasser auf, schoß auf

das nahe Boot zu und rammte es in die Seite, wobei sich der Nagel in die Bordwand bohrte und die Knallkorken richtig mit lautem Knall zerplatzten. Durch das Gewicht des Balkens bekam das Boot etwas Schlagseite.

Janns Torpedo hatte sich glänzend bewährt.

Unsere Marine aber konnte sowohl auf ihre Taten wie auf ihre Waffen stolz sein. Ich brachte auf Jann ein dreifaches Hoch aus, in das alle begeistert mit einstimmten.

Als die Väter und die Brüder fielen.

Immer neue, glänzende Siege erfocht das deutsche Heer draußen an der Front. Wir Jungen maßen die Größe eines Sieges zuletzt nur noch darnach, ob wir „Siegesfrei" bekamen oder nicht.

Nur die riesenmäßig heldenhaften Taten dieser Zeit traten noch hervor. Die unzähligen kleinen Erfolge, von denen wir täglich in der Zeitung im Heeresbericht lasen, wurden fast nicht mehr beachtet, als die kleinen Ereignisse unseres eigenen Lebens, trotzdem auch diese kleinen Erfolge alle nur durch Blutopfer und Heldenhaftigkeit erstritten werden konnten.

Nun standen schon vier Brüder von mir im Felde. Einer nach dem andern wurde eingezogen und kurze Zeit ausgebildet. Dann kamen sie meistens noch einmal für einen Tag nach Hause, und die Mutter hatte viel zu tun. Und jedesmal war es wieder ein neuer Abschied, jedesmal weinte mein Mütterchen bitterlich.

Genau weiß ich es noch. Da war unser großer Flur, wo wir uns zum letzten Mal um den Abschiednehmenden drängten.

Die Brüder waren immer bis zum letzten Augenblick lustig, bevor sie fortgingen. Sie standen vor dem Spiegel und prüften mit dem Handrücken über die Nase weg bis zur Kokarde, ob die Feldmütze auch gerade saß. Dann wurde mit einem

lustigen Schwung der Tornister auf den Rücken geworfen. Nur wenn sie die Mutter zum letzten Mal küßten, dann standen Tränen in ihren Augen. Und jedesmal hielt dann gerade die Mutter auf zu weinen und sagte, so fröhlich wie sie konnte: „Wiedersehn, mien Jung, maak mi Ähr. Ich bün stolt up di! Un vertroe up Gott.“ (Auf Wiedersehn, mein Junge, nun mache mir Ehre! Ich bin stolz auf dich. Und nun vertrau auf Gott.) Und dann kniff sie dem Bruder lustig in den Arm und sagte: „Wat büst du doch vör een schmucken Soldat.“ (Was bist du doch für ein schmucker Soldat.)

Meine kleine, zarte Mutter war für mich eine Heldin. Vater sagte immer: „Mutter, du bist tapferer als ich. Mir wird es immer so erbärmlich schwer.“

Auf solche Reden pflegte Mutter immer zu sagen:

„Landgraf, werde hart!“

Diese Zeit und ihre Taten wurden mit einem Riesenmaßstab gemessen. Immer nur Siegesnachrichten standen auf der ersten Seite in der Zeitung. Tag für Tag.

Und täglich auf der letzten Seite der Zeitung die Todesanzeigen mit dem kleinen eisernen Kreuz darüber und den immer wiederkehrenden Sätzen:

Gefallen für das Vaterland, oder:
Auf dem Felde der Ehre gefallen!

Und dann die vielen, fremden Ortsnamen, wo die Helden in Frankreich gefallen waren, die im eigentümlichen Gegensatz zu den schlichten plattdeutschen Namen der Gefallenen standen.

Und je größer die Siege, desto mehr Anzeigen mit dem eisernen Kreuz in der Zeitung.

Die unermüdlich fleißige Mutter, die nie eine Minute Zeit hatte, stand nun wohl eine Viertelstunde am Fenster und wartete auf den Postboten, ob er nicht Nachricht brächte von den Brüdern. Ich spürte ganz gut, daß der Vater in diesen

Tagen immer ganz besonders gut zur Mutter war und fühlte mich selber veranlaßt, nach Möglichkeit nicht ungezogen zu sein und der Mutter zu helfen.

In der Schule fehlten nun häufig Schüler, ohne krank zu sein.

Eines Tages fehlte in unserer Klasse auch jemand, Jann, mein Freund. Der Lehrer fragte, indem er auf den leeren Platz neben mir wies: „Ist Jann Torbeck krank?"

Eine drückende Stille entstand. Jann hatte gestern noch mit uns gespielt. Krank konnte er unmöglich sein. Aber wer wollte ihn verraten?

„Gerd", fragte der Lehrer mich jetzt, „weißt du, ob deinem Freund etwas fehlt?"

„Das kann wohl möglich sein", log ich, um Jann auf jeden Fall den Rücken zu decken, wenn er vielleicht schwänzen wollte (ohne Grund Schulbesuch versäumen).

„Was heißt das: möglich sein? Warum wirst du denn so rot, Junge, willst du mich etwa belügen?"

In diesem entscheidenden Augenblick klopfte es an die Tür. Der Lehrer ging hin und öffnete. Draußen stand der Schuldiener und verhandelte im Flüsterton mit unserem Lehrer. Ich stand noch immer außerhalb der Bank. Jetzt kam der Lehrer sehr ernst zurück und sagte zu mir: „Setz dich, Gerd!" Damit bestieg er das Pult und sah eine Weile schweigend über uns hin. Wir fühlten unbewußt, daß irgendetwas Furchtbares sich ereignet haben mußte und mucksten uns nicht.

Plötzlich ging der Lehrer an die Wandtafel.

Dulce et decorum est, pro patria mori, schrieb er dort in großen Lettern an.

„Ich will es euch übersetzen Jungen. Es heißt:

Es ist herrlich und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben.

Seht, das wußten schon vor mehr als zweitausend Jahren die Römer, deren lateinische Sprache ihr demnächst lernen

werdet. Das wußten schon viel früher unsere Vorfahren, die Germanen, für die es als eine Schande galt, wenn ein Mann den Strohtod starb, das heißt, nicht auf dem Schlachtfelde für sein Volk sein Leben hingab.

Nichts sind alle Opfer an Gut und Habe gegen das höchste Opfer, sein Leben für andere hinzugeben. Diese Hingabe ist für alle Volkskinder Pflicht und heiliges Recht, wenn es ausgeübt werden muß.

Der Gottessohn am Jahrkreuz opfert nach der Auffassung unserer Ahnen gleichsam sein Leben im Wintertod für die ganze Welt, damit sie aus der Julnacht der Finsternis ewig neu im Licht erstehen kann.

Täglich fallen nun Tausende von deutschen Helden auf dem Felde der Ehre, damit ihr Jungen leben und später etwas werden könnt, damit ihr Lust zum Leben habt. Denkt daran, wenn ihr abends die Zeitung mit den vielen Todesanzeigen lest. Jeder von diesen Gefallenen fiel für euch. O begreift es, sie gaben ihr Leben für euch. Jeder von diesen Toten ist darum zu eurem Vater und älteren Bruder geworden, um den ihr trauern müßt." Hier machte der Lehrer eine kurze Pause. Es war totenstill in der Klasse geworden.

„Heute abend wird nun wieder die Zeitung kommen."

Wir erschauerten, so feierlich klang jetzt die Stimme des Lehrers. „Heute abend werden wieder Todesanzeigen mit dem eisernen Kreuz darin stehen. — Erschreckt euch nicht! Ihr werdet lesen, daß auch Jann Torbecks Vater für das Vaterland gefallen ist. — Darum fehlt Jann heute."

Ein lähmendes Schweigen lag nach diesen Worten über der Klasse. Ein brennendes Mitleid mit Jann erfaßte mich und dann, ich will es bekennen, gewann etwas anderes in mir die Oberhand. Es war fast so etwas wie Neid darüber, daß Jann nun einen Vater besaß, der ein Held war und der für das Vaterland fallen durfte. Ich begriff in dieser Stunde,

trotzdem ich noch ein Junge war, vollkommen die Worte an der Wandtafel: Es ist herrlich und ehrenvoll, für das Vaterland zu fallen.

Wir erhoben uns zu Ehren von Janns Vater.

Qualvoll schlich dann der Unterricht weiter. Wir waren mit unseren Gedanken beschäftigt und unaufmerksam, ohne daß der Lehrer es rügte. Unheimlich schier war Janns leerer Platz neben mir; es war fast so, als wenn der Tod selber neben mir auf der Bank saß. Ich begriff nun auch, daß jeden Tag einen meiner Brüder dasselbe Schicksal ereilen konnte. Bisher hatte ich im Ernst nie die Möglichkeit erwogen, daß sie auch wirklich fallen könnten.

Als die Stunde ausläutete, gingen wir nicht lärmend und froh-erregt wie sonst aus dem Klassenzimmer, sondern still und mit einem Ernst, als wenn wir uns fortan nunmehr als Erwachsene zu betragen hätten.

Zu Hause stand die Mutter gerade am Spültisch in der Nebenküche, wie ich hereinkam. Sie sagte sofort: „Ist etwas los? Hast du eine Vier geschrieben? Mir darfst du es doch anvertrauen. Sag nur, was dich bedrückt."

Ich hatte ein ungeheures Vertrauen zur Mutter. Ich konnte ihr alles erzählen. Selbst wenn ich in der Schule vorbeigebohrt hatte, bekannte ich es vor ihr, und sie empfand es als ihr eigenes Unglück mit. Ja, sie war fast in einem solchen Fall noch eher bereit, dem Lehrer die Schuld zu geben als mir. — Heute wußte ich aber nicht, wie ich der Mutter diese traurige Nachricht von Janns Vater überbringen sollte.

Ich drängte mich an sie und sagte heiß: „Du, Jann fehlte heute in der Schule."

„Kann der gesunde Knüppel auch mal krank werden?"

„Du, Mutter, der Lehrer hat an die Wandtafel geschrieben: Es ist herrlich und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben, — dann sind wir für Janns Vater aufgestanden."

„Ist Janns Vater gefallen?“ Mutters Stimme zitterte.

„Ja“, antwortete ich, „nun ist Janns Vater ein Held.“

Die Mutter drückte mich an sich, dann band sie die Schürze ab und ging in die Stube. Ich mußte ihr Tinte und Federhalter holen. Mutter schrieb auf einem Briefbogen mit einem schwarzen Trauerrand. Den Brief mußte ich dann zu Torbecks bringen.

Ich ging wie sonst hinten in Torbecks Haus hinein und dann in die Küche. Jann saß mit seinen noch kleineren Brüdern rings um den Küchentisch. Sie weinten alle herzzerbrechend und Jann verfluchte ununterbrochen die Franzosen.

Da erblickte Jann mich in der Küchentür.

Ich stotterte: „Du, Jann, ich hab einen Brief von meiner Mutter für deine Mutter.“ Jann sah mich verzweifelt an.

„Hilfst du mir?“

Ich wußte sofort, was er meinte. „Ich helfe dir, Jann. Ich schwöre es dir. Wir beide werden einmal Rache nehmen für deinen Vater. Ach, daß wir noch nicht groß sind und sofort ins Feld ziehen können!“

Wir umschlangen uns. Da kam Janns Mutter herein. Ihr Gesicht war steinern. Ich sagte scheu: „Frau Torbeck, schönen Gruß von der Mutter, diesen Brief sollte ich abgeben. Der Lehrer hat in der Schule an die Wandtafel geschrieben: Es ist herrlich und ehrenvoll, für das Vaterland zu fallen. Dann sind wir zu Ehren Ihres Mannes aufgestanden. Wir waren alle so traurig, daß wir überhaupt nicht mehr aufpassen konnten, und der Lehrer ist nicht einmal böse deswegen gewesen. Der Lehrer hat gesagt, die Helden fallen für euch Jungen, damit ihr einmal leben könnt. Alle Gefallenen sind eure Väter und Brüder deswegen geworden. Ihr müßt über ihren Tod genau so traurig sein, als wenn sie eure eigenen Väter oder Brüder wären. Ach, es tut mir ja auch so von Herzen leid. Mutter hat auch geweint.“ Als ich das sagte, weinte

4*

Frau Torbeck, und es war das erste und letzte Mal, daß ich gesehen habe, daß Frau Torbeck weinte und kein strenges Gesicht mehr hatte.

Ich gab allen die Hand und ging. Jann begleitete mich schluchzend nach draußen. Hier gaben wir uns noch einmal die Hand.

„Jann, wirklich, ich schwöre es dir, das sollen die Hunde einmal büßen." „Ich danke dir, Gerd. O, wie können die Franzosen auch nur so gemein sein und meinen Vater totschießen. Der war doch immer so lustig und machte mir Pferdegeschirre und alles mögliche. Und das schlimmste ist, daß Mutter nun allein mit dem Geschäft sitzt und uns vier Jungens durch die Zeit bringen muß. Ich habe gehört, wie sie das gestern zu meinem Onkel sagte." Dann trennten wir uns beide, voll ingrimmigen Hasses gegen Frankreich, das Janns Vater erschossen hatte. Ich glaube, damals hatten wir ein Gefühl in uns, als wenn Jann und ich ganz allein einmal gegen Frankreich kämpfen würden, um die gefallenen Helden zu rächen, und wenn keiner mit uns ziehen würde. So stark fühlten wir uns, weil wir fest von der Gerechtigkeit der deutschen Sache überzeugt waren. Von den feindlichen Völkern haßten wir damals jedoch nur die Franzosen, jenes Volk, dessen Führung seit Jahrhunderten unser Volk durch Kriege beunruhigte und nun auch Janns Vater erschossen hatte.

Janns Vater und all die in den früheren Kriegen gegen Frankreich gefallenen Helden waren für uns ein Begriff geworden. Die Schillschen Offiziere, Theodor Körner, Jann Torbecks Vater, das waren alle dieselben, im Geiste und im Blute auferstanden, nur mit anderen Uniformen angetan.

Zu Hause erzählte ich, was Janns Mutter zu dem Onkel gesagt hatte, und seitdem mußte ich jeden Sonnabend einen Korb voll Waren von Torbecks holen.

* * *

Seit einer Woche war zu Hause eine sehr gedrückte Stimmung. Nachdem die Todesanzeige von Janns Vater in der Zeitung gestanden hatte, konnte die Mutter keine Ruhe mehr finden. Jeden Tag stand sie nun wohl eine halbe Stunde am Fenster und wartete auf den Postboten, der Nachricht von den Brüdern bringen sollte.

Alle schrieben, nur einer nicht.

Von Rolf, unserem Mariner, der in Flandern kämpfte, war nun schon eine Woche über die übliche Zeit hinaus keine Nachricht mehr gekommen.

Jetzt hatte die Mutter auf einmal Angst vor dem Postboten, den sie doch so sehnlichst erwartete. Und dabei brachte der immer nur ganz harmlose Drucksachen und dergleichen.

Eines Tages kam ein Brief mit einem schwarzen Trauerrand.

Ich war vom Vater feierlich verpflichtet worden, jede Post abzufassen und zuerst ihm zu bringen. Ich erfüllte mein Amt mit Treue und Sorgfalt. Ich lauerte dem Postboten überall auf und brachte die Post jedesmal schnell zum Vater. Der besah die Briefe und warf sie nachher wieder in den Postkasten.

Der Brief mit dem Trauerrand wurde vom Vater geöffnet. Dann ging er mit eigentümlich schweren Schritten zur Mutter in die Küche.

Verwirrt blieb ich auf einen Wink des Vaters im Hausflur stehen. Eine tödliche Angst um meinen Bruder Rolf erfaßte mich. Nun ist die Todesnachricht da, dachte ich voll Schrecken; denn ich hatte ja keine Ahnung, wie eine Todesnachricht aus dem Felde den Angehörigen übermittelt wurde. Mit Jann hatte ich nie darüber gesprochen.

Da kam Vater aus der Küche heraus und sagte: „Gib Mutter einen Kuß und sei lieb. Unser Vetter Ernst ist gefallen.“ Ich sah den Vater schreckensstarr an.

„Vetter Ernst“, stotterte ich. „Der hat doch noch vergangene

Woche einen so lustigen Brief geschrieben. Der kann doch nicht — — — —." Ich begriff einfach nicht, daß nun auch der gutmütige, lustige Vetter Ernst gefallen sein sollte.

Ich ging in die Küche. Die Mutter saß im großen Lehnstuhl und hatte die Hände im Schoß gefaltet. Ich ging zu ihr und küßte sie. Jetzt kam auch der Vater wieder herein.

„Daß es immer die Besten treffen muß", flüsterte die Mutter verzweifelt. „Die arme Schwester, gerade ihren Ernst, der ihr nie Kummer bereitet hat, den muß sie jetzt verlieren."

Seit diesem Tage lief das Mütterlein mit ganz eigentümlich zusammengezogenen Schultern durch die Wohnung. Fast so, als wenn sie eine unsichtbare Last auf ihren zarten Schultern trug. Nun waren schon fast zwei Wochen vergangen, ohne daß der Bruder geschrieben hatte.

In der vergangenen Woche hatten wir noch ein Geburtstagspaket für ihn abgeschickt.

Eines Tages hielt plötzlich der gelbe Postwagen, der nur die Paketpost brachte, vor unserer Tür. Nanu? Ein Paket? Von wem mochte das wohl kommen?

Schnell lief ich in die Küche und rief: „Mutter, wir kriegen ein Paket." Da kam auch schon der Postbote zur Tür herein. Seltsam, unsicher, feierlich, beinahe tapsig kam der sonst so lustige Rulfers herein, so daß ich schon lauthals losprusten wollte; denn ich dachte, der alte, lustige Postbote mache wieder Spaß.

Da sah ich, daß die Mutter leichenblaß wurde und sich zitternd an der Tischkante festhielt. Ich betrachtete entsetzt das Paket. Da war ja die graue Leinwand, in die wir vergangene Woche das Paket an den Bruder Rolf eingenäht hatten, aber das Paket war halb geleert und mit vielen Stempeln und einen Rotstiftvermerk versehen.

Der alte Postbote sagte, indem er der Mutter die Hand drückte: „Da ist nun so ein verdammtes Paket zurück, — — — aber „vermißt" ist noch lange nicht „gefallen!"

Damit tapste der sonst so lustige Rulfers wieder so eigentümlich schwerfällig aus der Küche heraus. Er hatte selber drei Söhne im Felde stehen. Die Mutter hielt sich noch immer am Küchentisch fest. Ein Beben ging durch ihren ganzen Leib. Ein Zucken zerriß ihr sonst so mildes Gesicht. Sie stöhnte, stöhnte qualvoll und ununterbrochen. Ich fürchtete mich fast und drängte mich angstvoll an sie.

„Mutter", bettelte ich, „Mutter, vermißt ist noch nicht gefallen. Vermißt ist noch nicht gefallen." Tonlos und wie irr sprach sie die Worte nach. Mit seltsam flatternden Händen tastete sie über das Paket, das halb zerstört war und eine so eigentümlich veränderte Anschrift hatte. Ganz genau sehe ich es noch vor mir. Ich habe damals die verhängnisvolle Anschrift ausgeschnitten und aufbewahrt.

Die Mutter war auf einen Stuhl gesunken. Das Paket lag vor ihr auf dem Tisch. So saß sie und rührte sich nicht, bis der Vater kam. Und dann saß sie noch lange so. Wir haben diesen Mittag sehr spät gegessen, und keiner konnte dann einen Happen herunterwürgen. Vaters Tischgebet klang wie ein fernes Summen an meine Ohren.

Die jetzt folgenden Tage waren schlimm. Es kamen noch zwei Karten und ein Brief an meinen Bruder Rolf zurück mit dem Vermerk: V e r m i ß t. Wir hofften und hofften, und mein Mütterlein ging von Tag zu Tag gebeugter.

Und dann kam der Sonntag, der wohl einer der schlimmsten Erinnerungen meiner Jugend ist. Die Mutter pflegte mir des Sonntags, sozusagen als Sondervergünstigung, den Kopf zu waschen. Das war jedesmal ein Fest für mich.

Da brachte die Post einen Brief von dem Hauptmann, bei dessen Kompognie der vermißte Bruder stand.

Es wurde den Eltern mitgeteilt, daß mein Bruder Rolf gefallen sei. Der Hauptmann beschrieb, wie er gefallen war.

Es war ein furchtbarer Vormittag. Die Mutter fuhr fort, mich zu waschen. Ihre Tränen tropften unablässig auf mein

Gesicht, das sie immer wieder an sich drückte. Da hörte ich zu meinem Entsetzen, daß die Mutter den Kaiser und den Krieg verfluchte und immer wieder zu Gott rief, er möge ihr ihren Jungen wiedergeben, der unschuldig sei und nicht verdient habe zu sterben.

Da ging der Vater auf die Mutter zu, umfaßte sie und sagte: „Mutter, willst du über unsern Gott zu Gericht sitzen. Wir müssen unsern Jungen hingeben für unser Volk und Vaterland, und du hast ihn hinausgesandt."

Da wurde die Mutter ganz ruhig. „Hilf es mir tragen. Gott gebe, daß ich stark werde und nicht kleinmütig und selbstsüchtig bin. Glaubst du, daß unser Sohn die Ewigkeit erwarb?"

„Das glaube ich, so fest wie ich an Gott glaube. Unsere Helden haben ihr Leben für andere, für ihr Volk, für uns hingegeben und die höchste Forderung erfüllt. Sie haben mehr getan als das Wort: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Unsere Nächsten sind das Volk. Darum siegen sich alle gefallenen Helden in das Unsterbliche, und ihr tapferer Tod hat sie geheiligt." Da fügte sich die Mutter diesem Schicksalsschlage, und langsam erstarkte sie an ihrem Leide. Kein Wort der Klage hörte ich fortan mehr aus ihrem Munde. Nur arbeitete sie jetzt noch dreimal so viel wie sonst und hörte nicht auf, die fleißigen Hände zu rühren vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Ich selber konnte lange nicht begreifen, daß mein Bruder nun nie wiederkehren würde.

Wie sollte ich fassen, daß ich nun nie sein Grab besuchen konnte und daß die Mutter ihn nun nie wiedersehen sollte.

Jann kam zu mir, und wir schwuren einen neuen Schwur.

Wehe Frankreich, wenn wir einmal groß geworden waren!

So dachten wir, denn damals wußten wir noch nicht, daß überstaatliche Mächte die Völker zum Verderben verbrecherisch gegeneinander hetzen.

Kriegsgesetze.

Jann Torbeck und ich schlossen uns jetzt noch enger zusammen. Er hatte den Vater verloren, ich den Bruder. Beide waren sie im Kampfe gegen die Erbfeinde Deutschlands, gegen die Störenfriede Europas seit Jahrhunderten, gegen die Dunkelmächte der Welt gefallen.

Wir beide hatten eine Sendung. Das wußten wir schon als Jungen. Und wir warteten sehnlichst, daß bald der Tag anbrechen möge, an dem diese Sendung einmal in Erfüllung gehen konnte.

Wir schmiedeten wieder große Pläne, wie wir es möglich machen könnten, doch mit ins Feld zu ziehen, aber keiner schien uns den rechten Erfolg zu versprechen.

Jann hatte zuerst den Gedanken, sich geradewegs an Hindenburg zu wenden und diesem mit einer ganzen Kompagnie zu winken.

„Das wird ziehen", sagte Jann zuversichtlich. „Was nicht alles eingezogen wird jetzt. Mein Onkel sagte kürzlich, wir müssen noch alle samt und sonders mit, auch wir alten Knacker werden wohl noch helfen müssen. Du, ich glaube, wir kommen doch noch ins Feld, wenn nur der Krieg nicht zu schnell zu Ende ist, davor habe ich die meiste Angst."

Eines Vormittags stand eine ganze Schar Jungen in einer Ecke des Schulhofes. Die Kameraden vom Panzerkreuzer „Vaterland" und noch einige andere Schulkameraden. Es war wenige Tage später, nachdem mein Bruder gefallen war.

Siegfried Mogel, der reiche Kornhändlerssohn mit den Verwandten in London, Paris und Rotterdam, stand auch dabei.

Ich hörte, wie er Jann und mich bedauerte, weil Janns Vater und mein Bruder gefallen waren.

Jann erzählte gerade, daß wir nun auf dem Panzerkreuzer

„Vaterland“ nicht mehr spielen konnten, da der Wagen gebraucht wurde. Wir mußten etwas anderes unternehmen und aus der Kaiserlichen Marine ein Landkorps machen. Jann deutete an, daß er, wenn wir genügend Leute wären, so daß er sich nicht bloßstellte, unsere Kompagnie Hindenburg zur Verfügung stellen wolle. Da drängte sich Siegmund Mogel vor und sagte: „Jann, denk doch an deine Mutter. Willst du auch noch ins Feld und dich totschießen lassen. Bei mir zu Hause haben sie gesagt, die arme Frau Torbeck, nun sitzt sie da mit den Kindern. Gut, daß sie noch klein sind, sonst müßten die auch noch daran glauben. Gerds Bruder ist ja auch gefallen. Mein Vater sagt, die Leute sind ja alle nur Kanonenfutter, die tun mir furchtbar leid.“ Todesstille entstand nach diesen Worten. Keiner von uns hatte je solche Gedanken gehört. Sie waren uns unfaßbar. Wir waren wie erstarrt und zu keiner Antwort fähig. Jann wurde totenbleich.

Siegmund Mogel sah uns alle triumphierend an. „Ja, da staunt ihr, wie? Aber mein Vater weiß mehr als viele, der ist ja Geschäftsmann. Der sagt, es geht im Grunde genommen nur ums Geld. Alles andere ist Quatsch und nur für die Dummen. Ja, ja, Jann und Gerd sind wirklich zu bedauern. Wollt ihr heute nachmittag bei mir im Garten spielen? Ich habe eine schöne Schiffsschaukel. Warum wollt ihr euch immer verhauen? Mein Vater sagt, dadurch wird die Jugend verroht. Darum darf ich auch nicht mit euch Soldaten spielen. Vater sagt, mit „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen“ kann man keinen Frank verdienen. Kommt nur, ihr dürft gerne bei mir spielen, ihr armen Kerls.“ Es war aufrichtiges Bedauern in seiner Stimme.

Wir standen noch immer wie erstarrt. Plötzlich umklammerte Jann eisern meine Hand und brüllte wie ein getroffenes Tier: „Gerd, dein Bruder und mein Vater sind kein Kanonenfutter. Sie sind Helden, sie sind für das Vaterland gefallen!“

Wir waren wie erlöst durch Janns Worte und sahen Siegmund Mogel drohend und voll Verachtung an.

„Nun ja“, begütigte der jetzt voll Angst, „ihr sollt doch in unserem großen Garten mit meinen schönen Sachen spielen. Nur Soldatenspielen will Vater nicht haben, und ihr tut mir doch wirklich leid.“

Da packte mich der heilige Zorn, daß es jemand gab, der den Schlachtentod nicht als heldisch ansah. Ich dachte an meine Mutter und ihren Schmerz. Ich dachte an meine drei Brüder im Felde, die ich alle beschimpft sah, trat vor Mogel hin und schlug ihn mitten ins Gesicht. Da stieß mich Jann heftig zur Seite und schrie: „Vater ist noch mehr als Bruder, laß mich.“ Damit stürzte er sich auf den ihm körperlich weit überlegenen Mogel und verwalkte ihn jämmerlich.

Siegmund Mogel wurde seitens der Klasse „amtlich“ in den KV. getan. Das war die schlimmste und einzigste Strafe, die die Klasse als Gemeinschaft von Schulkameraden verhängte. KV. wurde nur äußerst selten verhängt und dann nur als Strafe für „gemeingefährliche Verräter“, als da sind Jungen, die Kameraden verraten und angeben. Die verraten, wenn ein gemeinsamer Unfug verübt wurde oder sich sonst unkameradschaftlich zeigten. Kurz, Jungen, die das verrieten, was alle zusammen als gemeinsame Sache ansahen. Es war hierbei gleichgültig, ob die angestiftete Sache nun einen guten oder wirklich schlechten Zweck verfolgte. Es ging nach dem Grundsatz: Verrat bleibt Verrat. Es gibt ja in der Tat auch nichts Gemeineres als Verrat an einer Gemeinschaft, wenn man selber in dieser steht oder zu ihr zugerechnet werden muß. KV. hieß Klassenverachtung. Einer, über den KV. verhängt wurde, war geächtet. Keiner durfte mit dem Betreffenden sprechen, keiner durfte ihm vorsagen, niemand ihn abschreiben lassen. Wer es dennoch tat, kam ebenfalls in die KV.

Siegmund Mogel versuchte, die KV. zu durchbrechen. Er

brachte herrliche Äpfel mit, aber niemand nahm sie. Jann Torbeck war nicht gerade einer der Klügsten; der kluge Streber Mogel saß hinter Jann in der Klasse. In der Geschichtsstunde sauste Jann mit den Geschichtszahlen herein. Als er Karl den Schlächter sich noch hundert Jahre nach seinem Tode die Kaiserkrone in Rom aufsetzen ließ, griff Mogel ein und flüsterte die richtige Zahl.

Jann schwieg, Mogel flüsterte hartnäckig die richtige Zahl. Wir verachteten Mogel. Jetzt fragte der Lehrer: „Wann begann der 30jährige Krieg?“ Jann schwitzte vor Unwissenheit, dann stotterte er mühsam eine Jahreszahl, die ein Jahr angab, in dem Europa noch im tiefsten Frieden schlummerte. Wieder zischelte Mogel die richtige Jahreszahl.

Jann bekam einen roten Kopf und schwieg.

So ging das noch eine Weile weiter.

Hartnäckig sagte Jann die falschen Zahlen und hartnäckig flüsterte Mogel Jann die richtigen Zahlen zu, ohne daß Jann sich bewegen ließ, sich ein einziges Mal von Mogel helfen zu lassen.

Zuletzt sagte der Lehrer ingrimmig: „Jann Torbeck, vier oder fünf, darum geht es noch. Wann war die Varusschlacht?“

Jann war ein glühender Verehrer von Hermann, dem Cherusker, und wir erhofften deshalb das Beste für ihn. Aber er war jetzt wohl vollkommen verdattert und ließ Varus' Legionen so ungefähr der Jahreszahl nach von den ersten Kreuzrittern zusammenhauen.

„Vier oder fünf?, Jann Torbeck?“ Drohend stand der Lehrer vor ihm. Wieder zischelte Mogel die richtige Zahl. Jann wand sich qualvoll.

„Jann Torbeck, wann bist du geboren?“

Jann nannte zitternd sein Geburtsdatum.

„Jann Torbeck, merke dir die Zeitangabe. An diesem Tage wurde der größte Geschichtsfälscher geboren.“

Wir lachten nicht über den Witz, zu sehr bangten wir um

Janns Schicksal. „Torbeck, nun überlege mal, weißt du wirklich nicht, wann die Varusschlacht war?“

Wieder zischelte Mogel, aber Janns Gesicht blieb steinern. Immer dienstbeflissener wurde Mogel. Da drehte sich Jann plötzlich um und versetzte Mogel eine Ohrfeige.

Der Schlag wirkte wie ein Blitz, der eine schwüle Luftschicht zur Entladung brachte. Ich klatschte siegjubelnd in die Hände und rief: „Bravo!“ Da hatte der Lehrer Jann und mich auch schon beim Nacken, zog uns aus der Bank heraus und verabfolgte uns eine Ladung.

Die ganze Angelegenheit wurde jetzt Gegenstand einer großen Untersuchung. Mogel gab jetzt auch an, daß über ihn die KV. verhängt sei auf Janns Betreiben und daß er trotzdem Jann vorgesagt habe.

„Sieh mal, wie edelmütig Mogel war“, sagte der Lehrer. „Trotzdem du ihm Böses tatst, vergalt er dir mit Gutem. Jedenfalls vermeinte er gut zu handeln, denn einem Kameraden etwas vorsagen, ist nichts Gutes. Du hast ihn dafür geschlagen, schämst du dich nicht? Und du roher Bursche“, wandte sich der Lehrer nun an mich, „rufst auch noch Bravo. Ihr wollt mir doch wohl nicht erzählen, daß ausgerechnet ihr es für richtig befindet, einen Kameraden zu schlagen, der vorsagt.“

„Von Gerd und jedem anderen hätte ich mir vorsagen lassen“, sagte Jann trotzig, und da ich ihm beipflichtete, bekamen wir beide eine Ohrfeige. „Was soll diese lächerliche KV.“, schimpfte der Lehrer ehrlich erregt. „Ihr seht doch, daß Mogel gerne euer Kamerad sein will.“

Da stand Erich auf und sagte, ohne gefragt zu sein „Herr Lehrer, der Mogel ist ein Schmuser, der will sich nur wieder Liebkind machen. Wir alle verachten ihn, weil er ein Verräter ist.“

„Dummer Junge“, dann stand Erich mit einer brennenden Backe ebenfalls neben Jann vor den Bankreihen. Ich sah seine

Hose an und wäre trotz der ernsten Lage beinahe laut losgeplatzt. Erich mußte wohl vorgesorgt haben, bevor er seinen kühnen Ausspruch tat; denn sein Hosenboden bildete eine harte, rechtwinkelige Ebene. Mindestens fünf Hefte, dachte ich und kämpfte mühsam gegen die in mir aufsteigende Heiterkeit.

Da meldete sich Mogel, fragte den Lehrer, ob er etwas sagen dürfe, und sagte dann großartig: „Jann Torbeck, ich will dir verzeihen. Laß uns Freunde sein.“

Todesstille entstand. Jann wurde bleich wie der Kalk an der Wand, dann schrie er: „Du hast meinen gefallenen Vater beleidigt. Er ist ein Held und kein Kanonenfutter. Und nun laß mich in Ruhe. Du, mit deinen Verwandten in Paris, London und Rotterdam und deinem Vater mit dem großen Geschäft, für den alles nur ums Geld geht.“

„Meinen gefallenen Bruder hat er auch beleidigt“, schrie ich empört. „Dabei hat meine Mutter gesagt, alle gefallenen Helden sind ewig, auch Janns Vater und mein Bruder, die für das Vaterland, für uns gefallen sind. Und ich will mit dem Mogel auch nichts zu tun haben.“

Hier läutete die Schulglocke die Stunde aus. Der Lehrer sagte nichts mehr, machte sich einige Notizen und befahl uns hinauszugehen.

Aufgeregt sammelten wir uns in einer Ecke des Schulhofes. Wir beschlossen, über Mogel verschärfte KV. zu verhängen und noch an diesem Nachmittag Kriegsgesetze zu beraten. Jann hatte wieder den blendenden Gedanken mit den Kriegsgesetzen.

Am Nachmittag kamen wir alle im großen Hauptquartier zusammen, um Kriegsrat abzuhalten. Allerdings konnten wir ja nur mit fünf Mann im Hauptquartier selber, dem ehemaligen Janssenschen Hühnerstall, zusammen sitzen. Wir ließen die Tür offen, und die anderen saßen im Halbkreis herum. Ein Doppelposten sicherte die Pforte des Hofes.

Allerlei Wichtiges stand auf der Tagesordnung. Zunächst

berieten wir die Kriegsgesetze. Jann und ich hatten jeder fünf Gesetze entworfen. Sie wurden samt und sonders angenommen. § 1 hatte ich sogar auf eine schöne Papptafel aufgezeichnet, die vorher einer Schokoladentafel als Unterlage gedient hatte. Ewig sollten unsere Gesetzestafeln halten. Noch späteren Geschlechtern sollten sie von dieser großen Zeit verkünden. Ich hatte zuerst vor, die Gesetze mit einem Schmiedenagel in roten Backstein einzuritzen, aber Janns Bemerkung, daß wir Backsteine unmöglich mit uns schleppen könnten, brachte mich davon ab.

So lauteten nun unsere zehn Kriegsgesetze:

§ 1. Jeglicher Ungehorsam gegen den Führer wird bestraft mit: Arrest und Hiebe. Kommt es zweimal vor, muß derjenige ausgestoßen werden. Begnadigung darf nur bei den kleinsten Vergehen vorkommen.

§ 2. Verrat wird mit dem Tode bestraft und mit KV. Für richtiges Totschießen wird ein Verräter verhauen, sein Name auf einen Zettel geschrieben und der erschossen.

§ 3. Jeder muß zuerst für die Kompagnie sorgen, dann für sich. Wenn wir alle zusammenhalten, sind wir eine Macht, wie es auch in dem Gedicht im Lesebuch steht.

§ 4. Jeder, der keine Achtung vor Deutschland und seinen gefallenen Helden hat, ist kein rechter Junge, sondern ein Verräter.

§ 5. Fahnenflucht wird mit dem Tode des Zettelerschießens und einer Tracht Hiebe bestraft. Wer reumütig zurückkehrt, muß mit Jann Torbeck boxen und 10 Äpfel Strafe an die Kompagnie bezahlen.

§ 6. Feigheit vor dem Feinde wird mit dem Spottnamen „Püppi“ bestraft und sofortigem Ausschluß. Jeder muß ihm außerdem auf der Straße nachrufen: Franzos’, hast du Angst in der Hos’?

§ 7. Wer einem andern Waffen oder Aufgaben für die Schule leiht, darf nichts dafür nehmen. Nicht einmal Äpfel,

sonst ist er ein Wucherer und muß kielholt werden, wie der Seeräuber Störtebeker das tat mit seinen Gefangenen. Niemand kann sich durch Äpfel loskaufen.

§ 8. Jeder muß seine Waffen anschaffen oder machen. Jann Torbeck ist verpflichtet, dabei zu helfen, weil er zum Waffenmeister ernannt ist und auch am besten schnitzen kann.

§ 9. Auch wenn nicht gespielt wird, muß jeder zuerst bei einer Klopperei seinen Kompagniekameraden beistehen, dann erst seinen anderen Freunden.

§ 10. In unserer Kompagnie können nur deutsche Jungen kämpfen. Wer sich irgendetwas zu Schulden kommen läßt, wird vor ein Kriegsgericht gestellt. Die Richter werden durch Los bestimmt.

Wir beschworen die Gesetze durch Handschlag und gingen dann daran, ein Kriegsgericht zu bilden. Jann hatte geradezu großartige Pläne und träumte von der Errichtung eines Feme-Kriegsgerichtes nach mittelalterlichem Muster. Wir konnten uns zunächst nicht darüber einig werden, da Femerichter, die geheimnisvollen Gestalten der Gerichtsbarkeit im Mittelalter, uns mit einem neuartigen Kriegsgericht nicht in Einklang zu stehen schienen.

Aber Janns Hinweis, daß wir uns dann mit geheimnisvollen Kapuzen bedecken konnten und niemand die geheimen Vollstrecker der Gerechtigkeit erkennen konnte, ließ uns zu dem Entschluß kommen, ein Kriegsgericht mit Femegebräuchen einzurichten.

Es ging von jetzt ab wirklich sehr geheimnisvoll bei uns zu.

Damit alle etwas davon hätten, beschlossen wir, daß alle bei einer Gerichtssitzung mit Femekapuzen erscheinen durften. Die 5 Richter mußten rote Kapuzen tragen.

Als Gerichtsstätte wurde Normanns Sandkuhle bestimmt. Die Gerichtssitzungen durften nur in der Dunkelheit stattfinden.

Die Sitzungen sollten durch kleine rote Handzettel bekannt-



gegeben werden, worauf weiter nichts stehen sollte wie Uhrzeit und Tag.

Wir schworen uns zu, auf jeden Fall immer das Femegeheimnis zu bewahren; dann gingen wir nach Hause.

Erich und Jann liefen mit mir. Zu Hause gingen wir sofort daran, uns Femekapuzen zu machen. Jann besorgte von sich aus leere 5 Pfunds-Mehlbeutel aus Leinen, die sie im Laden verkauften.

Wir schnitten zwei runde Löcher hinein für die Augen und einen breiten Schnitt für den Mund. Die Einschnitte wurden mit schwarzer Tusche ummalt. Wenn wir diese Kapuzen aufstülpten, sahen wir geradezu gruselig aus. Kopf und Hals waren bis auf die Schultern bedeckt. Der einzige Nachteil dieser Kapuzen war, daß wir den Mehlstaub nicht ganz herausschlagen konnten und fortan nach jeder Femesitzung aussahen wie die Bäckerlehrlinge.

Der Brief an Hindenburg.

Siegmund Mogels Vater hatte an unseren Klassenlehrer einen Brief geschrieben. Siegmund Mogel mußte mehrere Male an diesem Vormittage in das Zimmer des Direktors kommen. Das Ende vom Liede war, daß Jann Torbeck und ich je drei Stunden, Erich zwei Stunden und die ganze Klasse wegen der KV.-Geschichte eine Stunde nachsitzen mußten.

Noch in der Geschichtsstunde, als dieses Urteil verkündet wurde, zerriß Jann ein rotes Löschblatt in kleine, rote Zettel und schrieb darauf: Dienstag, 8½ Uhr. Die Zettelchen wanderten heimlich von einem zum andern durch die Klasse. Nur die Eingeweihten von der Kompagnie wußten, was sie bedeuteten.

Der Klassenlehrer hielt uns übrigens eine Standpauke, in der er ungefähr ausführte, daß jeder mit Arrest bestraft würde, der die KV. gegen Siegmund Mogel durchführe. Herr Mogel habe sich beschwert und auf die verrohten Spiele der Jugend hingewiesen, als deren Hauptmatadore Jann Torbeck, Erich und Gerd wirkten, die auch als Hauptrâdelsführer gegen seinen Sohn anzusehen seien. Siegmund Mogel habe auch

keineswegs Janns und Gerds Angehörige beleidigen wollen, sondern ehrliches Mitleid mit ihnen gehabt.

Wir wußten ja, wie das Mitleid Mogels aussah. Wir empfanden das Mitleid von Siegmund Mogel und seinem Vater in unseren entrüsteten Knabenherzen als eine Schmach, die man unserem gefallenen Vater und Bruder angetan hatte, und alle Jungen mit uns.

Als der Lehrer mit seiner Standpauke geendet hatte, knirschte Jann erbittert: „Und mein Vater ist doch kein Kanonenfutter, und ich widerhallte: „Mein Bruder auch nicht."

Der Lehrer war über unsern Trotz und Stolz einen Augenblick sprachlos. Plötzlich zuckten Janns Schultern heftig, und er begann, trotz heftiger Gegenwehr, zu weinen. Fast keiner von uns hatte jemals gesehen, daß Jann Torbeck weinte.

„Warum weinst du, Jann?", fragte der Lehrer mitleidig.

Da schrie Jann: „Weil mein Vater nun nicht mehr lebt und Siegmund Mogel, dessen Vater und alle, die gefallene Helden Kanonenfutter nennen, verhauen kann. Aber wenn ich erst groß bin" — — — — — — — Hier erstickte seine Stimme in Tränen und Zorn. Ich suchte unter der Bank Janns Hand und drückte sie heftig.

„Unser Schwur!" flüsterte ich, „und heute abend ist Feme-Kriegsgericht."

Der Lehrer ging jetzt schnell zum Unterricht über. Unendlich langsam quälte sich diese Stunde hin.

In der Ruhezeit zwischen den Stunden standen wir von der Kompagnie alle zusammen. Siegmund Mogel versuchte, jeden anzureden. Eine Anzahl Feiglinge durchbrach die KV. und gab ihm Antwort. Die meisten blieben jedoch treu. Mogel besaß sogar die Frechheit, Jann, Erich und mich anzureden. Jann gab ihm eine Antwort, indem er ihn verdrosch. Er bekam noch eine Stunde Nachsitzen und eine ernste Verwarnung seitens der Schulleitung dafür.

Mogel suchte nach und nach alle, die die KV. innehielten,

hereinzulegen, indem er mit Gewalt ein Gespräch zu erzwingen versuchte. Wenn es ihm nicht gelang, gab er den Betreffenden an, der dann bestraft wurde. So rächte sich der schuftige Siegmund Mogel mit einem Schein des Gerechten an uns, die wir die Ehre der gefallenen Helden verteidigten. Wir waren so gut wie wehrlos gegen Mogel.

So empfanden wir schon als Knaben, daß dunkle Mächte, die das gestohlene Zepter der Gerechtigkeit in den Händen tragen, unablässig am Werke sind, alles Herrliche, Heldische, Strahlende wie den Heldentod für das Vaterland mit einer Frechheit sondergleichen in den Dreck oder mindestens in die staubige Luft des geschäftlichen Alltags zu ziehen.

Aber diesen Abend war Feme-Kriegsgericht. Wir alle empfanden unser Spiel jetzt fast wie heiligen Ernst. Wir konnten es kaum erwarten, daß es dunkel wurde und wir uns zur Sandkuhle begeben konnten.

Schon am Spätnachmittag kamen Jann und Erich zu mir, und wir berieten alles, was zu einer Gerichtssitzung nötig war. Plötzlich fiel mir Janns Gedanke, an Hindenburg zu schreiben, wieder ein, und ich sagte: „Wie wäre es, wenn wir jetzt an Hindenburg schrieben. Der wird uns unbedingt recht geben in Sachen Siegmund Mogel. Außerdem können wir mal wegen unserer Einstellung in die Armee anfragen und so nebenbei mit unserer Kompagnie winken."

Jann und Erich waren sofort begeistert mit dabei.

Ich wollte nicht in die Stube gehen und Schreibpapier holen, weil es zu leicht auffallen konnte. Außerdem wußte ich, daß auf den Briefbogen keine Striche waren.

So lösten wir vorsichtig aus einem deutschen Aufsatzheft eine Seite heraus. Da wir alle drei keine Schönschreiber waren, entschied das Los darüber, wer den Brief schreiben sollte. Es traf Jann, der hierauf in Schweiß ausbrach. Janns Schwitzen wurde so schlimm, daß er den ganzen Bogen verdarb und ich das schwierige Amt des Schreibens übernehmen

mußte. Ich opferte noch eine Seite aus dem Aufsatzheft, dann schrieb ich Satz für Satz auf das Papier, was wir uns nach reiflicher Überlegung ausgedacht hatten. Leider machte ich gleich zu Beginn einen Klex. Ihn auszuradieren war unmöglich. Kurz entschlossen schrieb ich im Bogen darum: Platzende Kanonenkugel. Dann schrieben wir an Hindenburg und baten um unsere Einstellung in die Armee. Wir ließen an den General Ludendorff einen Gruß ausrichten, er möchte bald wieder eine solch gewaltige Schlacht wie die von Tannenberg ausdenken und lenken. Außerdem riefen wir den alten Feldmarschall kühn als Schiedsrichter in Sachen Siegmund Mogel an. So schrieben wir:

Herrn Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg!

Wir wünschen Euerer Exzellenz und dem General Ludendorff noch nachträglich Glück zur Schlacht bei Tannenberg und zur Masurenschlacht, in denen die Russen besiegt und die „russische Dampfwalze“ zum Stehen gebracht wurde.

Gerds Bruder und Erichs Onkel waren auch dabei, und wir sind stolz darauf. Wir sind gespannt, was sich nun ereignen wird. Wir denken schon, ob Sie wohl Moskau erobern wollen.

Doch nun kommen wir zum Kernpunkt unseres Briefes. Unterzeichnete wollen nämlich auch gerne Soldat werden und Deutschland helfen.

Wenn es darauf ankommt, können wir Ihnen eine ganze Kompagnie tapferer Jungen zur Verfügung stellen. Es sind lauter mutige Jungen und wir erinnern daran, daß doch auch schon in anderen Kriegen Jungen mitgeholfen haben.

Übrigens wollen wir heute abend Siegmund Mogel vors Kriegsgericht stellen. Der hat gesagt, Janns Vater und Gerds Bruder, die gefallen sind, wären nur Kanonenfutter, aber wir lassen unsere Helden nicht beschimpfen. Wir halten in der Heimat treue Wacht.



Bitte, denken Sie, Herr Generalfeldmarschall, an die Einstellung von uns drei in die Armee.

Wie gesagt, wir können Ihnen eine ganze Kompagnie zur Verfügung stellen, wenn Sie unsere Hilfe für das Vaterland annehmen wollen.

Wird wohl bald der Krieg zu Ende sein? Wir möchten auch noch mitkämpfen, denn wir sind deutsche Jungen und lieben unser Vaterland. Grüßen Sie bitte Ludendorff. Er soll mal bald eine neue Schlacht ausdenken und lenken.

Mit deutschem Gruß

Gerd, Erich, Jann.

Nach Fertigstellung dieses Briefes beschlossen wir, ihn bei der Feme-Kriegsgerichtssitzung der Kompagnie vorzulesen.

Wir konnten kaum die Dunkelheit abwarten.

Endlich war es denn doch so weit. Da es ein warmer Sommerabend war, bekamen wir fast alle die Erlaubnis noch fortzugehen, obschon es inzwischen vollkommen dunkel geworden war.

Ein geheimnisvolles Treiben begann jetzt in der Normannschen Sandkuhle. Unheimlich vermummte Gestalten schlichen umher und begrüßten sich mit stummen, vielsagenden Gebärden. Alle diese Gestalten waren mit Gewehren, Säbeln und Pistolen schwer bewaffnet. Den Einzelnen konnte man jedoch nicht erkennen, da Kapuzen aus Leinen, Säcken, alten Schürzen und sogar großen 30 Pfds.-Plättkohlentüten Köpfe und Hälse verdeckten. Ich hätte beinahe Jann und Erich nicht wiedererkannt. Wir waren jeder einzeln von Hause fortgegangen. Jann konnte zudem seine Stimme dermaßen verstellen, daß selbst seine Mutter ihn nicht erkannt hatte, wie er behauptete.

Nun setzten wir uns alle in einem frischen Abstich der Sandkuhle im Kreise zusammen. Jeder hatte sein Gewehr im Arm, der Säbel stak vor uns im Boden. Unsere Fahne war auch dabei. Jann nahm sie und ging damit rundum. Jeder mußte die Hand darauf legen und sagen: „Ich verspreche über diese Gerichtssitzung Stillschweigen zu bewahren bis zum Tode.“

Dann ging ich mit einer Mütze voll Lindenblätter rundum. In fünf dieser Blätter war ein Loch gerissen. Wer ein solches Blatt aus der Mütze griff, war durch diese Losbestimmung zum Richter gewählt.

Die fünf Richter, unter ihnen war von uns Freunden nur Erich, setzten sich innerhalb unseres Kreises in eine Reihe.

Jetzt trat Jann vor und sagte mit ganz dunkler, geheimnisvoller Stimme: „Ich klage hiermit Siegmund Mogel des Vaterlandsverrates an."

Ich klagte Mogel ebenfalls an und bat die Richter, darüber zu entscheiden, ob Mogel schuldig sei und weiter im KV. bleiben müsse.

Feierlich und langsam verschwanden die fünf Richter in der Dunkelheit. Sie kamen sehr schnell wieder. Einer von ihnen, der Stimme nach war es Alfred Albers, sagte laut: „Mogel ist schuldig des Vaterlandsverrates und wird nach den Kriegsgesetzen mit KV. und dem Tode des Zettelerschießens bestraft."

Lautes Beifallsgemurmel erscholl.

Wir schrieben jetzt im Scheine einer Radfahrlaterne Mogels Namen auf einen Zettel und hefteten diesen an einen Pfahl.

Dann befahl ich: Antreten in zwei Gliedern vor dem Pfahl! Die erste Reihe kniete nieder, damit die anderen darüber wegschießen konnten.

„Ladet das Gewehr!"

Die Eurekagewehre und Hundepistolen knackten.

„Feuer!"

Die Salve krachte und zerfetzte den Zettel mit dem Namen des Verräters Siegmund Mogel.

Nun verlas Jann den Brief an Hindenburg und Ludendorff. Alle waren restlos begeistert. Wir beschlossen, unsere Kompagnie gut auszubilden, damit wir uns vor Hindenburg nicht bloßstellten, wenn er uns haben wollte. Wir waren jedoch fest davon überzeugt, daß er uns gebrauchen könne.

Jann kritzelte noch schnell hinten auf den Briefumschlag: Wir haben Mogel durch Kriegsgericht verurteilt. Erich ließ es sich nicht nehmen hinzuzufügen: Das Urteil ist vollstreckt.

Dann gingen wir nach Hause.

Jann, Erich und ich trugen den Brief zur Post. Wir faßten ihn gemeinsam an, als wir ihn feierlich beim Postamt in den Briefkasten warfen. Der Brief war nicht freigemacht, die Anschrift ziemlich ungenügend.

Nur diesem Umstande maßen wir später die Schuld bei, daß wir von Hindenburg niemals eine Antwort erhielten.

Die wir achteten und die wir verachteten.

Der Weltkrieg und mit ihm das unerhörte, heldenhafte Ringen der deutschen Heere draußen an der Front nahm seinen Fortgang. Mit Feuer und Eisen wurden Tag, Monat und Jahr im ewigen Kalender des Daseins eingekerbt. Jeder Tag galt, und doch verstrich die Zeit jetzt rasend schnell. Wir lasen in den Heeresberichten von den Schlachten und Siegen.

Die Brüder kamen aus dem Felde, verlebten eine kurze Urlaubszeit zu Hause und kehrten an die Front zurück.

Viel erzählten sie, waren immer begeistert und zündeten unsere kleinen Jungenherzen an.

Wir hörten eines Nachts von See her ein dumpfes ununterbrochenes Grollen und Rollen. Das war der Geschützdonner der kämpfenden deutschen Flotte, die den herrlichen Seesieg von Skagerrak erfocht. Doppelt schwer wog dieser Sieg, denn auch der Engländer focht heldenhaft. Auf beiden Seiten fochten Helden, wie sie das nordische Blut hervorzubringen vermag. Wir haßten den Engländer nicht. Wir waren nur traurig, daß er auf Seiten unserer Feinde focht. Uns friesischen Jungen wurde nichts leichter als die englische Sprache zu erlernen, denn unser Plattdeutsch ist mit dem Englischen verwandt. Die Verwandtschaft der Sprache und des Blutes läßt sich nicht leugnen.

Unsere Spiele wechselten jetzt oft. Fast täglich konnten wir etwas anderes spielen, aber immer waren es Soldatenspiele. Uns war es nun schon so, als währe der Krieg ewig, als habe es nie etwas anderes gegeben, als sei der Krieg die einzige Möglichkeit, in der man leben könne. Der Gedanke an einen Frieden wäre uns Jungen bestimmt wie ein seltsamer Gedanke vorgekommen, wie etwas unsagbar Unmögliches und Langweiliges.

Wir waren nun Kinder des Krieges geworden und liebten den Krieg als unseren rechtmäßigen Vater, auf dessen Heldenhaftigkeit und Allmacht wir ungeheuer stolz waren, ohne den das Leben für uns den Sinn verloren hätte.

Unser ganzes Leben, das der Eltern, Lehrer und der Erwachsenen maßen wir nur noch nach dem Grade der Heldenhaftigkeit im Geschehen des Krieges. Das Einstehen für das Vaterland war ein eifervoll erstrebtes Ziel. Wie stolz waren wir, wenn wir schon mithelfen durften. Ich weiß noch genau, wie ich Erich glühend darum beneidete, daß er, der Sohn eines Professors und Hauptmanns, eines Tages in Holzschuhen zur Schule kam.

Die Armut für das Vaterland war eine große Ehre geworden. Ich schämte mich meiner Lederschuhe und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als auch Holzschuhe tragen zu müssen, damit das Leder für die Soldatenstiefel verarbeitet werden konnte.

So brannten wir in den Kriegsjahren lichterloh für Deutschland. Wir Jungen des Weltkrieges hatten nur ein Ziel: Möglichst bald Soldat zu werden, kannten nur eine Ehre: Für das Vaterland einzustehen. Wir waren Soldatenkinder und urteilten über unsere erwachsene Umwelt nur nach soldatischen Ehrbegriffen.

Es war merkwürdig, alle Lehrer, die wir geliebt hatten, standen im Felde. Daheim waren von den wenigen jüngeren Lehrern fast nur die geblieben, gegen die wir uns am liebsten

aufgelehnt hätten. Ausgenommen hiervon waren natürlich die, die als Verwundete aus dem Felde kamen, oft noch im Unterricht den feldgrauen Rock trugen und zumeist von einer eigentümlichen Verschlossenheit waren. Nur wenn die Sprache auf den Krieg kam, dann waren sie nahbarer und erzählten wohl einmal eine lustige Schnurre oder ein ernstes Kampferlebnis aus dem Felde.

Den Religionsunterricht erteilte uns jetzt die Frau eines Oberlehrers. Eigentlich war es damals für unsere Jungenbegriffe untragbar, bei Gelegenheit von einer Frau mit Ausnahme unserer Mutter etwa eine Ohrfeige einzustecken.

Frau Oberlehrer Jenssen achteten wir jedoch sehr. Wir fühlten, daß wir ihr gehorchen mußten, daß wir lernen mußten, alleine schon, um ihr Freude zu machen, weil sie ihren Mann, der im Felde stand, vertrat. Wir wußten ganz gut, daß diese Lehrerin freiwillig eine Tat vollbrachte. Sie besaß für uns auch eine unbedingte Autorität; denn sie machte auf uns schon einfach aus dem Grunde den größten Eindruck, weil ihr Mann für das Vaterland kämpfte, und sie selbst an Stelle ihres Mannes stand. Nicht um Lehrerin zu sein, sondern um die Stelle des Oberlehrers Jenssen auszufüllen. So war sie eigentlich für uns Oberlehrer Jenssen.

Dieser kam noch im Laufe des Krieges als Verwundeter wieder und übernahm dann sein Lehramt aus den Händen seiner Frau, die es treulich verwaltet hatte. Er war ein Hüne von Gestalt, ein wahrhaft germanischer Recke. Beim Turnen hob er uns mit einer Hand über das Pferd.

Er war auch von unbestechlicher Gerechtigkeit, streng, aber keineswegs ohne Güte. Am schönsten war der Geschichtsunterricht bei ihm, wenn er uns von den Germanen erzählte und den Heldentaten unserer Vorfahren, was er wohl am liebsten tat. Er konnte uns dann wohl so begeistern, daß wir einmal nicht Soldaten spielten, sondern Alt-Germanen. Dann führ-

ten wir Kriege gegeneinander mit Speeren und Schilden statt mit Säbeln und Gewehren.

Es war jetzt um die Zeit, in der die Lebensmittel fühlbar knapper wurden. Oft mußte ich stundenlang laufen, um ein Liter Milch von einem befreundeten Bauern zu bekommen.

Einige Mitschüler brachten nun schon zum Frühstück in die Schule rohe Steckrübenscheiben mit.

Für alle Bedarfsmittel des täglichen Lebens wurden Karten ausgegeben. Im Sommer trugen wir Jungen hölzerne Klappsandalen, die wir Wüstenlatschen nannten, und im Winter Schuhe mit verstärkten Papierschäften und hölzernen Sohlen. Oder wir trugen holländische Holzschuhe. Wir Jungen waren stolz darauf, daß wir alles entbehren mußten, nahmen wir dadurch doch Anteil an der großen Hingabe für das Vaterland. Es gab allerdings auch noch welche wie Mogel, die nichts entbehrten und in der Zehnuhrspause noch Schinkenbutterbrote auspackten.

Wir hätten keine Jungen sein müssen, wenn uns bei einem solchen Anblick nicht das Wasser im Munde zusammengelaufen wäre. Aber jeder Neid war uns ferne. Wir verachteten die Schinkenbutterbrotesser unaussprechlich.

Viele Jungen, denen die Eltern noch leckere Brote mitgeben konnten, lehnten diese ab und kamen auch mit Rübenscheiben zur Schule, weil sie es nicht besser als die Kameraden haben wollten und es als eine Schande empfanden, wenn sie nicht für das Vaterland Not leiden durften. So waren wir Kinder des Weltkrieges und nicht anders. Ich glaube, wir empfanden Hunger und Entbehrungen mehr wie unheimliche Abenteuer denn wie eine große, graue Not. Wir waren sehr stolz darauf, daß wir sie erleben durften. Eines Tages kam Jann und Erich ganz aufgeregt zu mir gerannt. Sie erzählten mir, daß sie beim Abliefern einer Strafarbeit unterwegs einen Mitschüler getroffen hätten, der erzählte, er wolle beim Klassenlehrer eine Seite Speck, einen kleinen

Sack Erbsen usw. abliefern lassen, um bessere Beurteilungen der Arbeiten zu bekommen. Der Knecht seines Vaters sei schon unterwegs. Ich ging mit Jann und Erich durch die Straßen, bis wir den Wagen fanden, von dem die schönen Sachen abgeladen werden sollten. Am Heck stand der Familienname des Mitschülers, der in unseren Augen strohdumm war und sich nun gute Beurteilungen erschleichen wollte.

Wir folgten dem Wagen. Vor dem Hause des Oberlehrers Jenssen hielt er an. Unser Herzschlag stockte. Jann sagte mit zitternden Lippen: „Sollte Mogel doch recht haben? Nun hält der Wagen ausgerechnet bei Oberlehrer Jenssen.“ Aber es kam anders. Nach einer ganz kurzen Zeit kam der Knecht wieder aus der Wohnung zurück und trug genau die Sachen, die er vom Wagen genommen hatte, wieder zu diesem zurück.

Unsere Hochachtung vor Oberlehrer Jenssen war seitdem unbegrenzt. „Tja“, sagte Jann, „das hätten wir uns eigentlich gleich sagen können. Der war ja im Felde und ist verwundet worden. Er ist ja streng und hat mir sogar eine Vier gegeben, aber leiden mag ich ihn doch, weil er so gerecht ist.“ Wir pflichteten Jann bei.

Wir wagten keine Lehrer zu verurteilen, die im Felde gestanden hatten. Aber das Gefühl, ungerecht behandelt zu werden, das wir uns als Jungen nur zu leicht einbildeten, wog doppelt, wenn es sich um einen Lehrer handelte, der noch im besten Mannesalter stand und während des Krieges niemals eingezogen wurde. Wir dachten nicht einmal darüber nach, ob diese Lehrer vielleicht krank waren und deshalb nicht ins Feld ziehen konnten. Solche Lehrer sprachen nicht gerne vom Krieg, und es kam vor, daß wir recht peinliche Fragen an sie stellten. Es waren meistens Lehrer, die Deutsch- und Geschichtsunterricht wenig bewerteten. Wenn sie den Religionsunterricht erteilten, so erwärmten sie uns nicht mit göttlichen Dingen, die die Seele bewegen, sondern be-

schränkten sich darauf, uns Bibelstellen auswendig lernen zu lassen. Wir fühlten ihre Gleichgültigkeit. So kam es, daß wir Jungen schon damals die Bibel als ein staubiges Lehrbuch ansahen, das unsere Seelen und unsere Art nicht zu bewegen vermochte. Wir mußten nur zu häufig außerhalb der Schule die klare Quelle des Gotterlebens suchen, die uns dort verschüttet wurde. Auch viele Spannungen mit dem Elternhause führten leider auf diese Ursache zurück. Ebenso war es leider mit dem Geschichtsunterricht, obwohl wir mit Stolz und heißem Herzen für die Geschichte unseres Volkes glühten.

Und war es nicht merkwürdig, daß wir von einem schwerverwundeten Oberlehrer aber auch alles ertragen konnten, selbst Dinge, die uns nach Jungenbegriffen als große Ungerechtigkeit erschienen. Ihm wurde alles verziehen, weil er für das Vaterland gelitten hatte. Sein zerschmettertes Bein flößte uns Ehrfurcht ein, unbedingte, kritiklose.

Eines Tages kam von der Schulbehörde der Erlaß, daß wir alle barfuß zur Schule kommen durften, um unser Schuhzeug zu schonen. So etwas wäre bis dahin unmöglich gewesen.

Am andern Morgen kam über die Hälfte der Klasse mit bloßen Füßen zur Schule. Wir hatten die erste Stunde bei einem kleinen adeligen Fräulein. Diejenigen, die barfuß waren, stellten sich aus der Bank heraus, als die Klasse sich beim Eintritt des Fräuleins erhob. Da hielt uns das kleine Fräulein eine Rede mit etwa folgendem Inhalt:

„Liebe Jungen! Ich freue mich sehr, daß ihr so bereitwillig seid, alle Opfer und Entbehrungen für das Vaterland auf euch zu nehmen. Das ist recht von euch, ja, das ist eure Pflicht. Wie ich sehe, sind eine ganze Reihe von euch heute barfuß zur Schule gekommen. Ich ehre euren Willen und bin stolz, daß solche Jungen in meiner Klasse sind. Zugleich sehe ich aber auch, wie ungeheuer groß die Not des Vaterlandes geworden ist, über die ich sehr, sehr traurig bin. Daß ihr hier

barfuß zur Schule kommt, ist auch ein Zeichen der Not unseres Vaterlandes. Hiermit dürft ihr aber auf keinen Fall prahlen, indem ihr euch mit eurer Hingabe wichtig tut und euch aus der Bank herausstellt, damit man die bloßen Füße sehen kann. Euere Hingabe für das Vaterland muß so selbstverständlich sein, daß ihr kein Aufhebens davon machen mögt, aber alle eurem Beispiel folgen. Setzt euch!“

Diese kleine Rede bewirkte, daß am anderen Tag noch viel mehr Jungen barfuß zur Schule kamen. Wir alle gaben dem Fräulein recht, daß es eigentlich selbstverständlich sei. Trotzdem waren wir Jungen doch im geheimen stolz darauf, ein kleines Opfer für das Vaterland bringen zu dürfen. Als Jann und ich eines Mittags aus der Schule kamen, begegneten uns zwei Rotekreuzschwestern.

„Nanu“, sagte Jann, „die kennen wir doch. Ich glaube, das waren zwei ganz vornehme Damen. Die zwei waren bestimmt die Fräuleins, die immer so hochnäsig waren, wenn ich Waren hinbringen mußte. Weißt du, die wir nach Möglichkeit nie gegrüßt haben, weil sie eben so hochnäsig waren.“

Wir hielten es fast für ausgeschlossen, daß diese Damen freiwillige Rote-Kreuzschwestern geworden waren. Wir dachten, die müßten viel zu vornehm dazu sein. Wir gingen durch eine andere Straße, um den beiden Schwestern noch einmal zu begegnen.

Tatsächlich, es waren die zwei Hochnäsigen, wir sahen es schon aus der Ferne. Als wir an ihnen vorübergingen, zogen wir unwillkürlich die Mützen und sagten laut: „Guten Tag!“

Da grüßten die beiden Schwestern freundlich wieder und lachten. Die eine faßte Jann sogar am Rockärmel und sagte: „Na, Jungens, warum starrt ihr uns denn nur so an wie Wundertiere?“

Wir wurden vollkommen verlegen, und ich stotterte: „Wir dachten, Sie wären so vornehm, und nun sind Sie Rote-Kreuzschwestern.“

Jann sagte hastig: „Nun grüßen wir Sie aber immer“, worauf die Schwestern laut lachen mußten und uns weiter laufen ließen.

Fortan hatten wir die größte Hochachtung vor allen jungen Damen, die Schwestern geworden waren, um die verwundeten Helden zu pflegen, während wir alle Damen, die noch in vornehmen Kleidern herumliefen, nicht besonders achteten und aus Grundsatz nicht grüßten.

Eines Tages kam Erich kleinlaut damit über, daß seine kleine Schwester und deren Freundin gerne bei unserer Kompagnie Schwestern spielen wollten. Nach langem hin und her waren wir damit einverstanden, obwohl wir es im allgemeinen damals weit unter unserer Würde fanden, mit Mädchen zusammen zu spielen.

Wir sammeln für die Front.

Immer härter wurde der Krieg, aber die eiserne Front der Väter und Brüder hielt wie ein friesischer Seedeich gegen die anstürmende Sturmflut einer Welt von Feinden. In der Heimat wirkte sich nun die teuflische Hungerblockade der Feinde gegen die armen Mütter und Kinder der Kämpfer aus. Es fehlte bald an allem in der Heimat, aber wir schämten uns noch dessen, was wir hatten, wenn wir an die Väter und Brüder im Felde dachten. Unsere Gedanken waren nur im Felde. Wir kannten nur eine Ferne, das war die Front da draußen, der eherne Schutzwall um Deutschland, geschmiedet aus den Waffen und Leibern der Väter und Brüder. Die Front war alles, wir nichts.

Und als es hieß, daß die Mittel für die Front knapp wurden, daß es gebrach an Verbandsstoffen und allen anderen Dingen, da gab die Heimat restlos alles für den Krieg des Vaterlandes, und wir Kinder des Krieges waren die fanatischsten Eiferer, denen jeder Aluminiumkessel und Kupfer-

krug im Hause ein unsühnbares Verbrechen gegen das Vaterland bedeutete.

Bald war es das Amt der Jugend geworden, alle diese Sachen zu sammeln. Die Schulen wurden die Alt-Rohstofflager des Krieges. In der Zeichenstunde zeichneten wir jetzt Werbeplakate mit Aufschriften: Sammelt Eisen für die Front! und andere. In den Mädchenschulen zupften die Mädchen Leinenstoffe zu Fäden, aus denen dann Verbandsstoff gewonnen wurde. Handwagenladungen voll Bücher brachten alleine Jann, Erich und ich zusammen, als dazu aufgefordert wurde, für die Verwundeten Lesestoff zu sammeln.

Alles hatte jetzt Wert, von den wertlosesten Abfallknochen bis zum Golde. Alles wurde verwertet, um eingesetzt zu werden für die Lebensbedingung und den Kampf der Front.

Wir deutschen Jungen trugen die Eisenfront der Väter und Brüder als frühestes Erbgut unserer Kindheit tief im Herzen.

Wir dachten, wenn wir nicht fleißig sammelten, dann tut es keiner, dann geht die Sache schief.

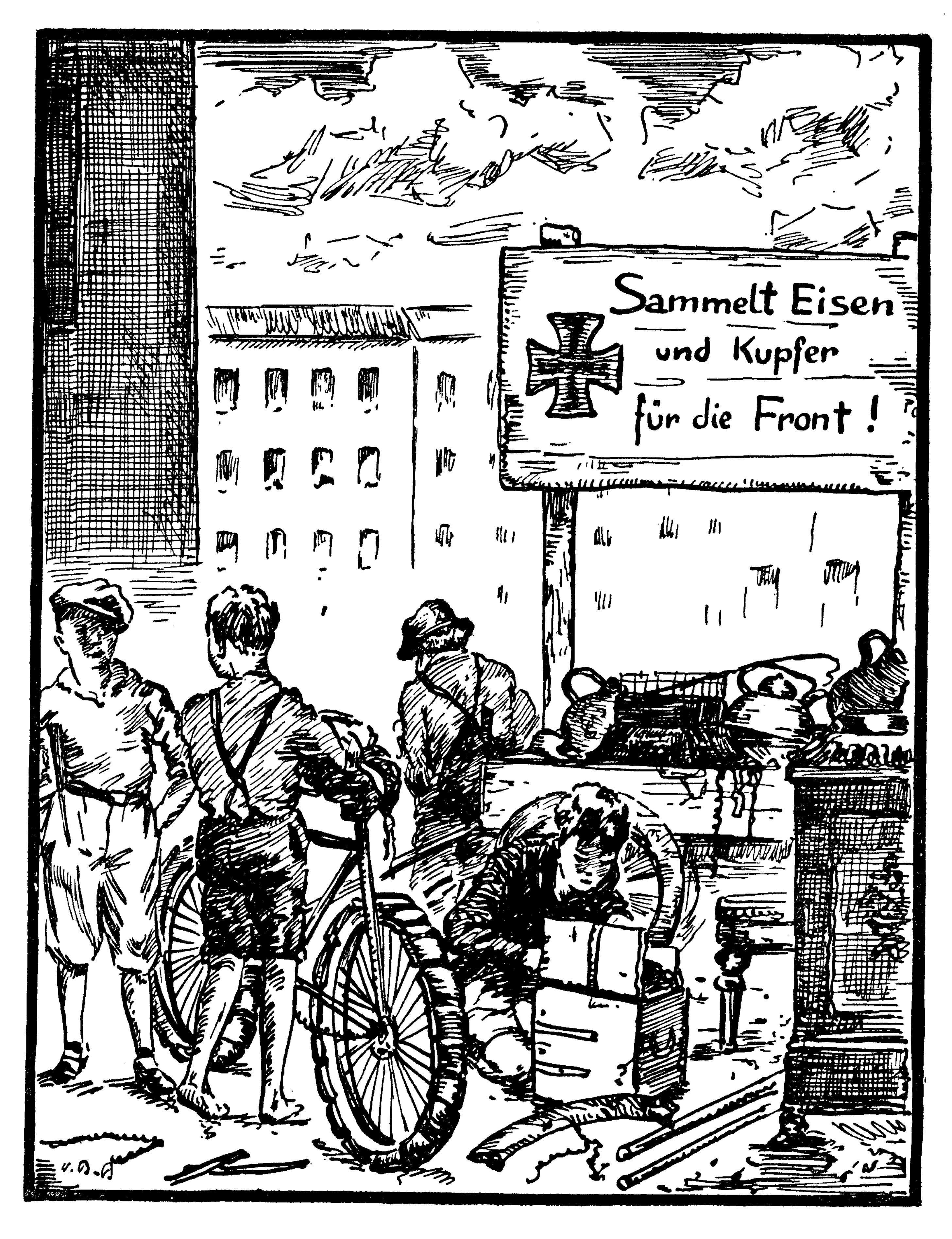
Jann und ich besaßen beide Fahrräder. Sie waren unser ganzer Stolz, obwohl es nur zwei alte ausgediente Karren waren, von denen wir die Sättel abgenommen und gleich auf den Rahmengestellen Sättel aus umgebundenen alten Säcken befestigt hatten, um die Pedale überhaupt erreichen zu können.

Jedenfalls waren es Räder mit richtigen Gummischläuchen und Decken, wenn diese auch schon zehnmal geflickt waren.

Da wurde eines Tages bekannt gegeben, daß alle Fahrradbereifungen aus Gummi abzuliefern seien.

Ich saß gerade dabei, meine Schularbeiten zu machen, als ich plötzlich auf der Straße ein Getöse hörte, als wenn ein Geschütz vorbeigefahren würde.

Ich stürzte ans Fenster und sah zu meinem größten Erstaunen Jann auf seinem Rade herannahen. Er schwang in der Hand zwei durchschnittene Fahrraddecken und Schläuche



und lachte dabei aus vollem Halse. Jann fuhr auf den nackten Felgen seines Rades, wodurch auch der entsetzliche Krach entstand. Ich lief schnell auf die Straße, und hier erzählte mir

Jann, daß er kurzerhand seine Fahrradbereifung durchschnitten habe, da das Vaterland sie gebrauche. Er war jetzt auf dem Wege zur Ablieferungsstelle. Ich sagte: „Wart mal einen Augenblick."

„Aber schnell, ich habe nicht viel Zeit!"

Da war ich schon hinter unserem Hause, wo mein Fahrrad stand, klappte mein Taschenmesser auf und: ratsch! säbelte ich kurzentschlossen die Bereifung durch. Dann fuhr ich mit Jann zur Ablieferungsstelle. Stolz auf unsere wahnsinnig klappernden Räder fuhren wir durch die Stadt.

Später hatten wir wieder Bereifung auf den Rädern. Wir stellten sie uns selber her. Wir sammelten Flaschenkorke, und diese wurden nebeneinander quer in den Felgenrahmen eingedrückt. Das war zwar eine rumpelnde und keineswegs federnde Bereifung, aber es war doch eine. Ihre Anschaffung erforderte allerdings viel Geduld; denn der Rundkreis eines einzigen Rades verschluckte unzählige Korke, und die Flaschen in Mutters Vorratskammer wurden damals so langsam leer.

Es gab auch noch Bereifungen aus nebeneinander eingesetzten Stahlspiralen, die aber viel Geld kosteten. Solche Räder machten beim Fahren einen entsetzlichen Krach. Zwei Jungen unserer Kompagnie besaßen solche Radbereifungen. Ich ernannte sie zu Tankwagenführern. Ihre rappelnden Räder waren die Tanks und wahrlich wohl geeignet, einem ahnungslosen Feinde einen heillosen Schrecken einzujagen.

Was wir damals sonst noch alles gesammelt haben, kann man kaum aufzählen. Wir sammelten Brennesseln. Begehrt waren nur die kahlen Pflanzenstämme, aus denen Nesseltuch gemacht wurde. Aus den Blättern bereitete die Mutter einen hochfeinen Salat. Fabelhaft schmeckte uns Jungen der Salat aus Brennesselblättern. Und unsere Hände brannten nicht vom Pflücken des Unkrautes. Nein, wer aber das Gegenteil behauptet hätte, wäre in unseren Augen ein Vaterlandsverräter gewesen.

Die Mutter gab restlos alle kupfernen Teekessel und Krüge her. Der Vater achtete streng darauf, daß nicht ein einziger Deckel zurückblieb. Was nun noch an Goldstücken im Hause war, wurde abgeliefert.

Die Mutter sagte zum Vater: „Weg mit dem Gold! Vier Jungen im Felde — — ich müßte mich ja zu Tode schämen."

Für goldene Ringe gab es eiserne, die waren verziert mit einem kleinen, eisernen Kreuz und einem Spruch, der hieß:

Gold gab ich für Eisen.

Die Verwundeten, Dobre Panje.

In unserer Stadt wurde ein großes Lazarett eingerichtet. In der Nähe des Versorgungsheimes baute man eine Anzahl Baracken.

Es wurde Platz geschaffen für über 500 Verwundete.

Eines Tages hieß es: Die Verwundeten kommen! Wir Jungen kamen nun aus der Aufregung nicht mehr heraus. Zu jedem Zuge gingen wir zur Bahn. Zu unserer großen Enttäuschung kamen jedoch immer nur Sanitäter und bürgerliche Reisende.

Es war schon dunkel, kurz nach der Abendmahlzeit, als plötzlich Erich hereinstürzte und uns meldete, daß der Lazarettzug soeben eingelaufen sei.

Wir liefen schnell nach den Baracken, die auch ganz in der Nähe unseres Hauses waren.

Eine aufgeregte Menge wartete am Eingang einer langen Lindenallee, die zu den Baracken führte. Wir drängten uns in die erste Reihe.

Ganz langsam fuhren zwei offene Möbelwagen vor. Die Menge verstummte. Wir entblößten ehrerbietig das Haupt. Es wurde so still wie in einer Kirche während eines Gebetes. Aus dem Wagen drang Ächzen und Stöhnen. Uns stürzten die Tränen aus den Augen.

Im Wagen lagen die zerschmetterten Kämpfer für die Heimat. Tragbahre neben Tragbahre, beladen mit dem Heldentum der Front. Ich hörte, wie einer der Verwundeten flüsterte: „Habt ihr Zigaretten da?“

Ich stammelte: „Sie möchten Zigaretten haben!“ Eine Bewegung ging durch die Menge. Die Erwachsenen plünderten rasch die Taschen. Wir Jungen rannten nach Hause, zerschlugen in Eile die Spartöpfe, drangen in die Geschäfte ein und kauften Schokolade und Zigaretten. Dann rannten wir zurück zu den Wagen und langten unsere Gaben mit zitternden Händen hinein. O wir Elenden, daß wir nicht mehr tun konnten. Wie unsagbar klein empfanden wir jetzt alle Opfer, die wir bis dahin bringen durften. Ich stieß mit Jann zusammen. Er preßte unaufhörlich meine Hände und stammelte: „Gerd, Gerd, was tun wir nur für die!“

Ununterbrochen fuhren die Wagen. Wir gingen zum Bahnhof.

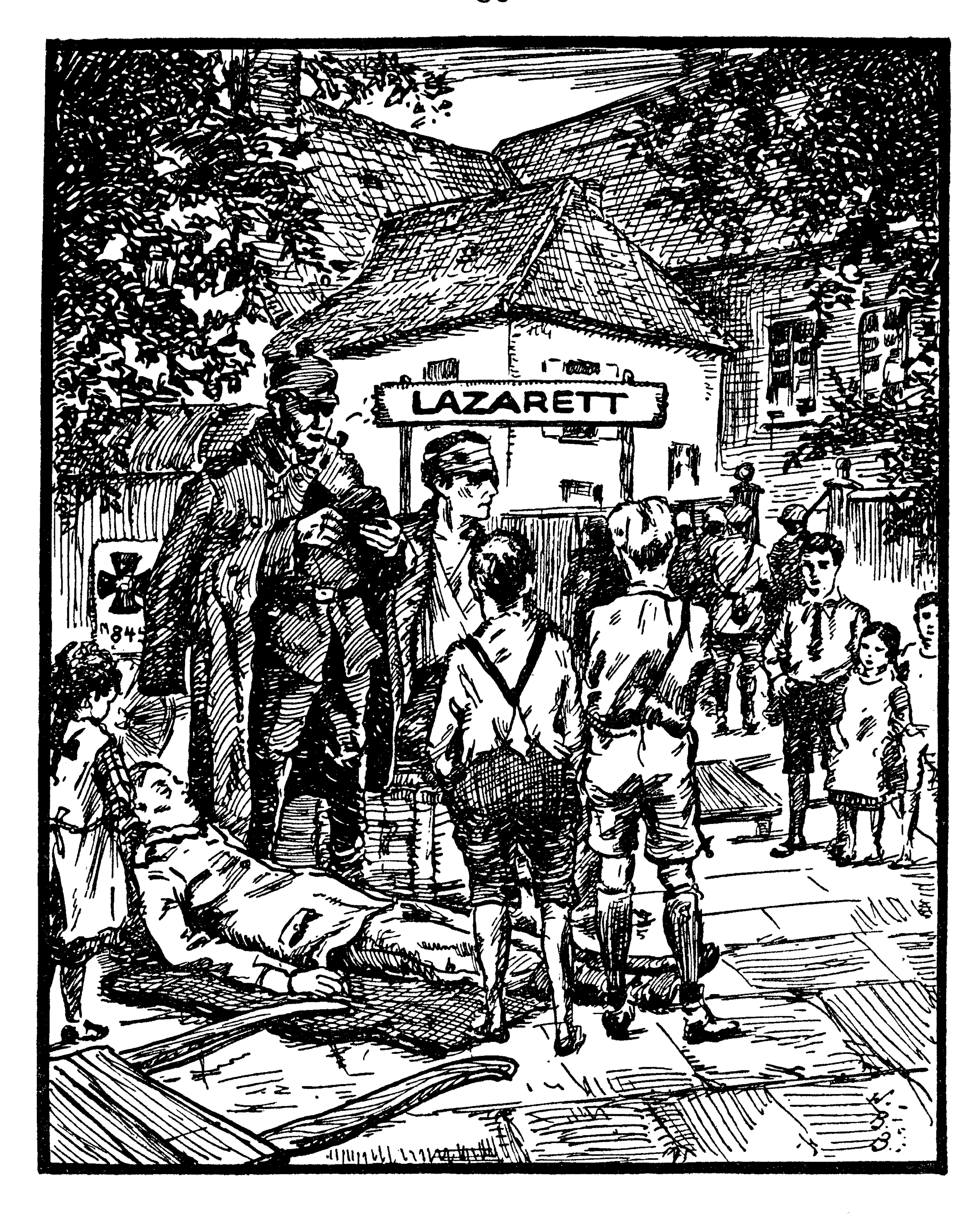
Unterwegs begegnete uns der Transport eines Schwerverwundeten. Vier Sanitäter trugen abwechselnd die Bahre. Der darauf lag, durfte nicht einmal mit den langsam fahrenden Wagen befördert werden.

Jann und ich zogen die Mützen ab, als wir vorüberkamen. Jetzt hielten die Sanitäter an. Ich sah, wie der Verwundete lächelte. Ja, er lächelte, und wir weinten. Einer der begleitenden Sanitäter steckte dem Verwundeten eine Zigarette in den Mund, zündete sie an und ließ den Verwundeten einige Züge tun. Er konnte die Zigarette selber nicht halten. Seine beiden Arme waren zerschmettert.

Wir begriffen nicht, wie dieser Held noch rauchen konnte und lächeln. Jann sagte: „Welch ein Held.“ Ich schluchzte: „Nie werde ich wieder heulen, wenn ich mir einmal weh tue.“

Die Baracken waren schnell überfüllt. Auch Feinde, Franzosen und Serben lagen bei uns im Lazarett.

Einige Schwerverwundete starben. Sie wurden mit militä-



rischen Ehren begraben. Eine große Anzahl Bürger gab stets einem solchen Leichenzuge das Geleit bis an das Grab, fast so, als ob es ein naher Verwandter sei, der nun begraben wurde. Die verwundeten Gegner, die im Lazarett starben, wurden mit

denselben militärischen Ehren begraben. Sie wurden auf demselben Ehrenfriedhof beigesetzt, ihr Grab unterschied sich nicht von dem der Unsrigen.

Ich sehe noch die Serben, wie sie mit ihren Kappen in der Hand hinter dem Sarge ihres toten Kameraden liefen.

So gehörten jetzt auch die Verwundeten zu dem täglichen Bild unserer kleinen ostfriesischen Marschstadt. Wir taten für sie, was wir konnten. Wir sammelten Liebesgaben und sangen ihnen Lieder vor. Unser Eifer für sie war unerschöpflich.

Wie ich eines Mittags von der Schule nach Hause kam, saß in der Küche ein verwundeter Feldgrauer. Es war mein Bruder. Er war durch Kopf- und Fußschuß verwundet und nun nach dem Lazarett in der Heimat überwiesen worden. Mühsam war er an zwei Stöcken vom Bahnhof nach Hause gehumpelt. Nie vergesse ich, wie er sagte: „Nun weiß ich genau, wie viel Schritte es sind vom Bahnhof bis nach hier zu Hause."

Ich war sehr stolz auf meinen verwundeten Bruder. Haargenau mußte er mir erzählen, wie es im Kriege zuging, und genau nach diesen Angaben spielten wir Krieg.

* * *

Bei uns in der Stadt und auf dem Lande waren viele serbische Kriegsgefangene, die bei den Bauern der Umgebung arbeiteten.

Die bei den Bauern untergebrachten Gefangenen wurden kaum bewacht. Sehr selten kam es vor, daß jemand einen Fluchtversuch unternahm. Die Serben wurden außerordentlich gut behandelt bei uns. Sie äußerten sogar, daß sie es bei uns in Deutschland als Knechte besser hätten als in ihrer eignen Heimat als freie Bauern. Es waren zumeist gutmütige Kerle, wir Jungen verstanden uns ganz gut mit ihnen und hatten auch keinerlei Haß gegen unsere besiegten

Feinde. Wir kannten damals fast alle einige serbische Wortbrocken.

„Dobre Panje“, guter Herr nannte der gefangene Serbski seine Bauern, und diese prahlten über die Arbeitswilligkeit der Gefangenen.

Bei einem befreundeten Bauern mußte ich oft Milch holen. Bei diesem Bauern arbeitete auch ein gefangener Serbski. Dieser Serbski war von beispielloser Gutmütigkeit. Er wurde allerdings auch von dem edel denkenden Landwirt äußerst menschlich behandelt. Da wir Jungen kein Serbisch verstanden und Serbski kein Deutsch, pflegten wir uns etwa auf folgende Art und Weise über Tagesfragen zu verständigen.

Ich nahm z. B. eine Forke, schlug damit heftig und ununterbrochen auf den Boden und sagte: „Serbski, kaputt! kaputt! kaputt! — Ruski — — kaputt, kaputt, kaputt!!“ Nur bei „Serbski kaputt“ pflegte er Widerspruch zu erheben und zu rufen: „Nix kaputt! Allemagne (Deutschland) kaputt! kaputt! kaputt!“

Die gefangenen Serben hatten einen Todfeind, den sie unversöhnlich haßten. Das war ihr eigener Volksgenosse, der Herr Dolmetscher. Er soll seine eigenen Landsleute nicht gerade gut behandelt und ihnen wenig beigestanden haben. Er selber genoß persönlich die größten Freiheiten. Man hörte oft, daß die Serben ihn erschießen wollten, wenn der Dolmetscher mit ihnen in die Heimat zurückkehren würde.

Ich glaube, nur ein einziges Mal waren bei uns gefangene Franzosen. Das waren diejenigen, die im Lazarett gesundeten. Als sie eines Tages durch unser Städtchen geführt wurden, leistete sich einer der Franzosen eine solch dumme Frage, daß man wirklich über so viel Unwissenheit allgemein erstaunt war.

Unsere kleine Stadt besitzt einen herrlichen, mit alten Bäumen dicht bestandenen Marktplatz, der seinesgleichen in ganz Deutschland sucht. Als er diesen Platz sah, fragte der Fran-

zose im vollen Ernst, ob hier Berlin unter den Linden sei. Dabei wies er auf unser kleines Bismarckdenkmal.

Wie haben wir Jungen über diesen dummen Franzosen gelacht!

Die Toten stehen auf.

Meine Familie trug noch den Trauerflor wegen meines in Frankreich gefallenen Bruders. Da kam eine Nachricht, die bei uns zu Hause wie eine Bombe einschlug und meine arme Mutter fast um den Verstand brachte. Mein etwas älterer Bruder, der zwei Klassen über mir in der Penne saß, kam eines Tages mit einer aufregenden Nachricht nach Hause.

Wir saßen beim Nachmittagstee, als er atemlos in die Veranda gestürmt kam. Mühsam preßte er endlich hervor: „Erschreckt euch nicht, Rolf lebt." Die Mutter wurde weiß wie der Kalk an der Wand, klirrend brach eine Teetasse unter ihren Händen entzwei. Sie schwankte wie ein Rohr. Da nahm der Vater sie in die Arme und geleitete sie zu einem Stuhle.

Nun mußte mein Bruder haarklein erzählen, wie er zu dieser Nachricht gekommen war.

Er war über den Marktplatz gegangen, als plötzlich ein kleiner Arbeiterjunge zu ihm sagte: „Du, ihr habt ja gelogen. Dein Bruder ist ja gar nicht tot."

„Entweder du bist verrückt, oder ich bin verrückt", antwortete mein Bruder. „Vonwegen verrückt. Mein Bruder hat aus der französischen Gefangenschaft eine Karte geschrieben, darauf steht: Rolf M. ist auch hier."

Tausend Hoffnungen standen nun in uns auf. Konnte es wahr sein? Ach, es war zu unwahrscheinlich. Der Oberleutnant hatte damals geschrieben, daß der Bruder bei einer Patrouille von einer Granate zerrissen sei. — Außerdem kam

es vor, daß gemeinerweise solch freudige Nachrichten als Tricks verwandt wurden, um Geld zu erlangen.

Ich höre noch heute, wie die Mutter sagte: „Wenn ich doch nur einen einzigen geschriebenen Buchstaben von Rolf sähe, nur ein einziges i, ich würde es erkennen und glauben können. O, wenn es doch wahr wäre.“

Als sich die erste Aufregung gelegt hatte, wollte der Vater sofort den Dingen auf den Grund gehen und bei den Leuten Nachforschungen halten. Er kam nicht mehr so weit. Es wurde geschellt, und herein trat eine Frau, die uns eine Karte ihres Sohnes zeigte, worauf stand, daß mein Bruder lebte. Sie erklärte uns auch, daß der Bruder wahrscheinlich zunächst nicht schreiben dürfe, da dies eine Maßnahme der Franzosen sei, um die deutschen Angehörigen und damit die Heimat seelisch zu zermürben.

Unbeschreiblich war unsere Freude, unser Jubel und unsere Dankbarkeit. Seit diesem Tage hörten wir jeden Abend eine Kriegsabendandacht, die der Vater uns vorlas.

Ich selber aber holte meine Pauke vom Boden, mit der ich seit dem Weihnachtsfest nicht mehr spielen mochte und paukte ununterbrochen den ganzen Nachmittag.

Die Nachricht von dem wunderbaren Auftauchen meines totgeglaubten Bruders verbreitete sich mit Windeseile in der ganzen Umgebung.

Ich war schon lange zur Ruhe gegangen, als ich hörte, daß es unten im Hause wieder unruhig wurde. Ich stand leise auf und schlich mich an die Tür und hörte deutlich, wie die Mutter weinte und mehrmals unter Schluchzen sagte: „Wat, du noch hier“ (Wie, du noch hier?)

Sollte jemand zu Besuch gekommen sein. Ich dachte bei mir, du wagst es und gehst einmal nach unten; an einem solchen Tage wird dir niemand böse darum sein. Auf einmal erfaßte mich, während ich noch auf der Treppe stand, eine schreckliche

Angst. Wie nun, wenn sich nun doch alles als eitle Hoffnung erwiesen hätte und eine schlimme Nachricht da war. Leise schlich ich vollends nach unten.

Zaghaft öffnete ich die Küchentür.

Der Großvater war zur späten Stunde noch zum Besuch gekommen. Er hatte zur selben Zeit gehört, daß sein Enkelkind leben sollte. Und so kam er mitten in der Nacht, um uns die Nachricht zu bringen. Er war damals über 80 Jahre alt und hatte in dieser Nacht von seinem Dorfe bis zu unserer Stadt einen Fußmarsch von über 20 Kilometern gemacht.

Am nächsten Tage brachten sogar die Zeitungen die seltene Begebenheit. Von allen Seiten erhielten die Eltern nun Glückwünsche und dann Briefe, bei denen die Mutter oft weinen mußte, wenn der Vater sie vorlas. Da schrieben Eltern, alte Mütterlein und junge Bräute, ob mein Bruder Rolf nicht vielleicht den Mann, Sohn oder Bräutigam getroffen habe, die dort und am soundsovielten gefallen oder vermißt waren. Alle Briefe beantwortete mein Vater. Er war immer sehr traurig dabei.

Nun dauerte es auch nicht mehr lange, da schrieb mein Bruder selber aus der französischen Kriegsgefangenschaft eine Karte mit einigen kargen Sätzen. Für die Mutter bedeuteten sie eine Seligkeit. Unaufhörlich dankte sie dem Schicksal für diese Fügung.

Als ich am nächsten Tage mit Jann zusammenkam, hatte ich fast ein schlechtes Gewissen. Ich sagte: „Wer kann es wissen? Vielleicht kommt dein Vater auch wieder."

Da sah mich Jann fest an und sagte: „Bleibt es nun auch bei unserem Schwur? Ich meine, weil dein Bruder lebt."

Ich schwor nach Knabenart mit überkreuzten Armen — meinen Schwur, den ich Jann einst geschworen hatte, treulich zu bewahren. Da war er beruhigt. Mit der Zeit heilten auch

die Verwundungen meines anderen Bruders wieder, da sie nicht schlimmer Art gewesen waren. Sobald er ganz gesundet war, zog er wieder in das Feld, um weiter für das Vaterland zu kämpfen. Ja, es geschahen Dinge als wenn es Wunder gäbe in dieser großen Zeit. Herrlich war die Kraft der Volksseele.

Mein Bruder Rolf, der zu den Gefallenen zählte, dessen Tod wir so bitterlich beweint hatten, lebte und durfte später die Heimat wiedersehen.

Feldpostpriefe.

Wohl noch nie ist der Postbote von Millionen Müttern, Vätern, Brüdern und Bräuten von Postzustellung zu Postzustellung so sehnlichst erwartet worden wie im Weltkriege. Millionen Feldpostbriefe waren das geistige Netz, das Front und Heimat miteinander verflocht.

Jeden Sonntag schrieb Vater einen ausführlichen Brief an die drei Brüder im Felde mit einem gemeinsamen Inhalt, der für alle drei bestimmt war, so daß die Brüder auf diese Art auch wieder voneinander etwas erfuhren. Nur mit dem kriegsgefangenen Bruder in Frankreich wurde eine Ausnahme gemacht. Für ihn mußte ein besonderer Brief geschrieben werden, da die französischen Behörden die Briefe öffneten und untersuchten. Treffliche Hilfe leisteten bei diesen Briefen die plattdeutsche Sprache, von der wir wußten, daß der Franzose ihrer sicherlich nicht mächtig war.

Gar zu gerne wollte der Bruder Rolf wissen, wie es um die deutsche Front und Heimat stand. Er verbarg seine Fragen geschickt hinter scheinbar ganz harmlose Familienangelegenheiten. Trotzdem waren in seinen Briefen immer viele Stellen mit Rotstift unleserlich gemacht.

So schrieb der Bruder aus der Gefangenschaft:

Ihr Lieben zu Hause!

Vielen Dank für Euren lieben Brief und für das Paket. (Hier folgte eine durchstrichene Stelle. Mit vieler Mühe entzifferten wir die Worte: das Geld . . . nicht . . . Wir wußten nun, daß das beigelegte Geld nicht angekommen war.) Mir geht es hier sehr gut. Der Franzose behandelt uns hier ja so gut wie der gute Onkel Mußneetlöwen (müßt es nicht glauben) aus Seeplackenuns (sie quälen uns) bei Malleralsmall (schlimmer als schlimm), der immer so gut zu seinen Knechten war. Grüßt bitte Onkel Franz von mir. Wie geht es dem alten Schubbjack (schlechten Kerl)? Ist er in letzter Zeit oft in Hetthau (hat Hiebe) bei Krägen (bekommen) gewesen? Was macht Tante Engeline (England)? Wenn ihr nach Ickwillbold (ich will bald) kommt, grüßt bitte Herrn Utrieten (ausreißen). Schickt mir doch bitte ein Paar Schuhe und neue Wickelgamaschen. Hoffentlich erholt sich der alte Herr Ickflüchtna (Ich fliehe nach) wieder. Ich kann mir wohl denken, daß er jetzt Appetit auf Schweizerkäse hat, zumal bei Euch nichts zu bekommen ist. Jetzt muß ich Schluß machen, weil ich nichts mehr (Hier folgte wieder eine durchstrichene Stelle).

In herzlicher Liebe

Euer Sohn und Bruder Rolf.

Aus diesem Brief wurden wir von unserem Bruder aus Frankreich allerlei Neues gewahr. Wir erfuhren, daß die Behandlung der deutschen Gefangenen maller als mall . . . schlimmer als schlimm — war und daß sich der Bruder mit dem Gedanken trug, nach der Schweizer Grenze zu fliehen, wozu er Schuhe und Wickelgamaschen gebrauchte. Seine familiäre Teilnahme bezog sich auf Frankreich und England.

Der Vater antwortete Rolf in ähnlicher Art und Weise und versuchte, soweit wie es durch Andeutungen möglich war, dem Bruder von einer Flucht abzuraten, da die Mutter in heißer

Sorge um den Bruder war, dessen Draufgängertum und Abenteuerlust wir kannten.

Wir Jungens spielten in diesen Tagen „Flucht aus der französischen Gefangenschaft“. Übrigens mißlang der Fluchtversuch des Bruders, der sein dritter war. Er wurde hart an der schweizerischen Grenze von französischen Gendarmen abgefaßt und in den Kerker geworfen. Als wir es erfuhren, habe ich vor Wut geweint und mit Jann zusammen unsern Schwur erneuert. Unzählige Briefe und Karten kamen aus dem Felde und gingen in das Feld. Hier ist einer von denen, die in das Feld gingen und als dessen Verfasser Vater, Mutter, mein älterer Bruder und ich selber zeichnen.

Lieber Erich.

Es ist nur gut, daß ihr eine kurze Zeit Schonung habt. Herbert bekommt sicher bald Urlaub; wir freuen uns sehr darauf. Unsere Schule ist heute frei, weil Notprüfung ist. — Die Straßen der Stadt sind jetzt immer so leer. Alle werden eingezogen, nur uns können sie leider noch nicht gebrauchen. — Übrigens habe ich eine junge Dohle gefangen, die von der Post im Gleitflug zum Bismarckdenkmal flog und dann nicht weiter konnte. Die Dohle ist jetzt schon so zahm, daß sie mir auf die Schulter fliegt. Zwei weiße Mäuse habe ich auch und ein Aquarium mit einem Goldfisch drin, der leider am Schwanze erkrankt ist. — Wenn du aus dem Osten nach Frankreich kommst, dann verhau die Brüder man gut. — Es ist eine Freude, unsere Erdbeeren anzusehen; die sind übervoll.

In herzlicher Liebe dein Bruder Hans.

Mein lieber Junge.

Ich will Hans' Briefchen noch schnell einige Zeilen hinzufügen. Welche Freude über Deinen lieben Brief uns beseelt

und wie dankbar wir für die Bewahrung unserer Söhne sind, kannst Du sicher wohl verstehen. — Von Herbert lagen drei Karten im Briefkasten. Hans war zuerst an der Tür und machte den Fang. — Obwohl dieser Brief nun sofort abgeschickt wird, bekommst Du ihn infolge der Truppenverschiebungen gewiß lange Zeit noch nicht. Ist Dein Freund Weißig gefallen? Daß Ihr in der Nähe von J. liegt, hörte Vater zufällig von einem Fremden in der Bahn, der auch zwei Söhne im Felde hat. Auf der Karte konnten wir das angegebene Dorf jedoch nicht entdecken.

Und nun müßt Ihr schon wieder anderswohin. Wir lasen schon von Truppenverschiebungen und dachten uns unser Teil. Bruder Herbert ist jetzt in Ostende, er ist leicht verwundet. — Kannst Du auch alle Strapazen aushalten? Wer hätte gedacht, mein liebes Kind, daß Du solchen Anstrengungen gewachsen wärest. Wenn Du leben sollst, so wird Gott Dich auch wieder heimführen, und sonst weißt Du den rechten Weg. Jeden Abend muß ich mein Gebet schließen mit der Bitte, daß Gott Euch doch in Gnaden annehmen möge, wenn Ihr in größter Gefahr seid. Aber Ihr könnt doch auch wiederkommen. Wir wollen weiter stark sein und hoffen. Auch wir hier in der Heimat können ebenso schnell abberufen werden, wenn es Gott gefällt. Nun behüte Dich Gott in aller Gefahr.

In herzlicher Liebe

Deine Mutter.

Wir sind sehr, sehr stolz auf Deine Auszeichnungen. Sei treu!

Dein Vater.

Lieber Bruder Erich.

Wie geht es Dir? Sitzt Du noch immer hinter den Russen her? Hau ihnen nur tüchtig die Hosen voll. Oder lock sie in

die Mausefalle und schick sie nach Deutschland. Aber bevor Du sie nach Deutschland schickst, hau ihnen zuerst ihre ganz kleinen Russen (Läuse) ab. — Jann, Erich und ich und die anderen haben auf Meiers Land einen richtigen Schützengraben gebaut. Ernst Meier ist jetzt nämlich auch in der Kompagnie. Der Schützengraben ist mit allen Schikanen, wie Jann sagt. Richtig mit einem Unterstand. Vater ärgert uns und sagt immer: Unverstand. Wir sind sogar beim Regen drin gewesen. Es hat nicht einmal durchgeregnet. Nur von unten ist es in den Schützengraben hereingelaufen, so daß wir uns barfuß machen mußten. Was macht ihr dagegen eigentlich?

Mit besten Vaterlandsgrüßen

Dein Bruder Gerd.

P. S. Wir haben übrigens vor, eine Kriegsanleihe zu machen, damit wir uns Hundekorkemunition kaufen können. Frau Torbeck will auch 50 Pfennig stiften. Ihr bekommt alle ein Dokument, denn Du willst doch sicher auch etwas zeichnen.

D. O.

So schrieben wir in das Feld.

Wir Jungen bezogen jeden Rat für unsere Kriegsführung jedenfalls geradewegs aus dem Felde oder von den Verwundeten, mit denen wir die besten Freunde waren. Wie viele Briefe mußten wir doch für sie zur Post besorgen.

U. 9.

Meiers Land war ein herrliches Gelände für uns Jungen. Jetzt im Herbst, wo das Feld abgeerntet war, konnten wir dort tun und lassen, was wir wollten, zumal Hans Meier eine sehr duldsame Mutter hatte.

Wir bauten uns Schützengräben und Granattrichter und führten erbitterte Kämpfe. Wir hatten uns mit den früheren Gegnern versöhnt und spielten jetzt gemeinsam.

Unsere Kompagnie besaß sogar eine Maschinengewehrabteilung. Ernst Janssen hatte ein fabelhaftes Maschinengewehr gebaut. Es mußte sogar von zwei Mann getragen werden und konnte sehr schnell feuern. Auf dem Traggestell lag ein Blechrohr, das ehemals einen Teil einer Regenröhre dargestellt hatte. Dies Rohr war vorne und hinten durch Holzscheiben verschlossen, durch die ein Gasrohr geführt war, welches am Ende zur Hälfte handbreit unterbrochen war. Es sah aus, wie ein richtiges Maschinengewehr. Am unteren Ende der Blechröhre waren an beiden Seiten Einschnitte, durch die ein Patronengurt lief. Das heißt, von selber laufen tat der Gurt nicht, ein Maschinengewehrmann mußte ihn langsam durchziehen. In dem Gurt staken Knallkorke. Der Gurt lief im Innern der Blechröhre über eine Garnrolle an dem unteren, zur Hälfte offenen Ende des Gasrohres vorbei. Der Richtschütze mußte nun beim Feuern jedesmal mit einem langen Schmiedenagel durch das untere, kurze Ende der Gasröhre stoßen, wobei mit 80 Prozent Sicherheit die Knallkorke zum Zerplatzen gebracht wurden. Janssens Eltern besaßen eine Schlosserei. Obwohl Janssen es abstritt, glaubten wir doch, daß die Gesellen seines Vaters beim Bau dieses Maschinengewehres den größten Teil der Arbeit getan hatten. Das Gewehr war sehr schön: wir wurden außerordentlich darum beneidet. Nur hatte es den Nachteil, daß keiner bei aller Bewunderung die rechte Achtung vor dieser Waffe hatte, wenn es ernstlich galt. Die Wirkung war mehr eine seelische. Beim Grabenkampf und der Erstürmung von Stellungen oder auch bei Abwehrkämpfen hatten Handgranaten eine ganz andere Wirkung.

Als Handgranaten verwandten wir mit Vorliebe Kohlstrünke, an deren Wurzelwerk noch recht viel Erde saß. Sie übten eine verheerende Wirkung aus, da der Sand streute, so daß man die Augen zumachen mußte. Außerdem schmerzte ein wohlgezielter Kohlstrunk auch empfindlich. Eines Tages hatte

Jann einen glänzenden Einfall. Er schlug vor, ein Unterseeboot zu bauen. Wir waren alle restlos begeistert.

„Meinst du ein wirkliches Boot, mit dem man unter Wasser fahren kann“, fragte Erich.

Jann bejahte es.

Wir grübelten Tage lang darüber nach, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Erich schlug eines Tages vor, Torbecks altes Boot noch einmal wieder flott zu machen, oben dicht zu nageln, und dann vorne und hinten im Boot eine Wasserkammer einzubauen.

„Und wo willst du Luft herkriegen?“ fragte Jann mißtrauisch.

„Nichts einfacher als das. Wir stecken eine lange Röhre durch die Oberdecksplanken, so daß sie oben aus dem Wasser sieht und einen Luftfang hat.“ „Ich bedank mich bestens“, sagte Jann, „in so einem Kaninchenstallunterseeboot würdest du keine fünf Minuten die Luft behalten. Abschmoren würdest du, da freß ich einen Besen drauf. Es müssen richtige Sauerstoffflaschen sein, sonst ist alles Humbug. Vielleicht, daß uns ein Wirt eine leiht.“ So verfiel Erichs Plan, ein richtiges Unterseeboot zu bauen, der Ablehnung. Wie wir aber am Tage darauf auf Meiers Land beim Regenwetter barfuß im Unterstand saßen, sagte ich: „Genau wie im Unterseeboot.“

„Mensch“, schrie Jann da, „jetzt hab ich's“. Wir bauen unter der Erde ein Unterseeboot. Wir entwarfen in aller Eile die Pläne und fertigten uns sogar Zeichnungen von unserem zukünftigen Unterseeboot unter der Erde an. — Sobald es aufhörte zu regnen, gingen wir ans Werk, U. 9, wie wir das Boot nach dem ruhmvollen deutschen Unterseeboot nennen wollten, auf den Kiel zu legen, wie Jann sich fachmännisch ausdrückte.

U. 9 wurde ein wahres Wunderwerk; aber es dauerte auch wohl zwei Wochen, ehe wir es mit vereinten Kräften fertiggestellt hatten.

Es war sieben Meter lang und in der Mitte, an der breitesten Stelle, zwei Meter breit.

Wir maßen unser Uboot zunächst auf dem festgetrampelten Acker aus und zeichneten dann seine Umrisse auf die Erde. Dann hoben wir alle Erde aus, die sich innerhalb der vorgezeichneten Bordwände befand, so daß wir einen richtigen hohlen Schiffskörper bekamen. Als wir kaum noch mit dem Kopf über Bord sehen konnten, rückten wir drei Handbreit von der Bordwand ab und gruben dann noch zwei gute Spatenstiche tiefer. So erhielten wir eine natürliche Bank, die im Innern des Schiffes rings um die Bordwand lief. Nun mußte unser Uboot noch nach oben abgedichtet werden; denn so sah der blaue Himmel geradewegs in unser Erdboot hinein, und wir konnten uns mit dem besten Willen nicht der Vorstellung hingeben, in einem Unterseeboot zu sein, in dem es stockfinster war, weil es durch schwarze Meerestiefen fuhr. Jann wußte wieder Rat.

Meiers besaßen eine mächtige Wiesenpforte aus Eisen und Drahtwerk, die noch aus der Zeit stammte, als Meiers auf einem Bauernhof wohnten. Solche Wiesenpforten, die man in Ostfriesland „Dammstä“ nennt, haben einen großen Umfang.

Wir hoben das Gitter nun mittels Hebebäumen mit vereinten Kräften aus den Angeln und rollten es auf runden Pfählen zu unserem Uboot.

Nach unendlicher Mühe gelang es, die schmiedeeiserne Pforte über unser offenes Boot zu bringen. Ein großer Teil des Bootes wurde hierdurch bedeckt. Wir stützten die schwere Pforte von unten mit dicken Pfählen ab. Dann gingen wir daran, Grassoden zu stechen und schichteten diese auf das Drahtwerk der Pforte, bis kein Loch mehr in unserem Verdeck zu sehen war. Die noch offene Spitze des Bootes deckten wir mit Brettern und Soden zu, und auch das noch freie Hinterdeck wurde bis auf ein kleines viereckiges Loch, durch das gerade ein Junge durchkriechen konnte, zugedeckt. Dieses

offene Viereck konnte jedoch auch noch mit einem Kistendeckel abgeschlossen werden, so daß im Innern von U. 9 völlige Dunkelheit herrschte und wir Kerzen anzünden mußten, wenn wir etwas sehen wollten. U. 9 wurde äußerst geheimnisvoll.

Über der Erde aber hatte das Uboot einen Kommandoturm, der aus einer großen und einer kleinen Kiste bestand, die rückseitig aufeinander gestellt waren. Von dieser Kommandobrücke aus führte ein Sprachrohr in das Innere des Schiffes. Das Sprachrohr bestand aus einem ehemaligen, langen Ofenrohr, das ich auf dem Boden unseres Hauses gefunden hatte.

Mit U. 9 erlebten wir allerhand abenteuerliche Fahrten. Bis auf den Tag, wo wir uns mit Meier verkrachten. Er wollte unsere Kompagnie nicht mehr mitspielen lassen und schloß mit unseren ehemaligen Gegnern einen Geheimvertrag; denn diese wollten das Boot alleine haben.

Da ließen wir eines Abends U. 9 untergehen. Wir warteten, bis es dunkel wurde und führten dann allerhand Indianertänze auf dem Deck des Ubootes aus.

Erich war noch einmal in das Bootsinnere gegangen, um von innen die Stützen umzustoßen. Das hätte beinahe zu einem Unglück geführt; denn nur mit Mühe konnten wir ihn aus dem einstürzenden Uboot bergen. Ich verlieh Erich das Eiserne Kreuz 1., das ich mühsam aus Pappe geschnitten und mit Tusche bemalt hatte.

Zeppeline, Fliegeralarm.

Ganz in der Nähe unseres Städtchens lag ein Zeppelin- und Fliegerflugplatz. Dieser Flugplatz war im Weltkriege die Operationsbasis der Zeppelinangriffe gegen England.

Vier mächtige Zeppelinhallen standen hier auf einem mächtigen Felde, das ganz mit hohen Stacheldrahtzäunen umgeben war.

Herrlich silbern und schlank wie Bleistifte sahen die Zep-

peline aus, wenn sie hoch über uns flogen und die Sonne darauf schien. Wie ganz anders aber sahen sie in der Nähe aus. Die Bevölkerung nannte die Zeppeline im Scherz bald Zeppelswien (Zeppelschweine), weil sie in der Nähe so rund und plump aussahen.

Wir Jungen konnten das nicht glauben, und so beschlossen Jann, Erich und ich, der Sache auf den Grund zu gehen und eine Expedition nach dem Flugplatz zu unternehmen.

Da Erich kein Rad zur Verfügung hatte, mußten wir notgedrungen alle drei zu Fuß laufen. Der Flugplatz war ungefähr mit einem 1½-stündigen Fußmarsch von unserem Städtchen aus zu erreichen.

Wir nahmen also den Weg unter die Beine und kamen richtig an.

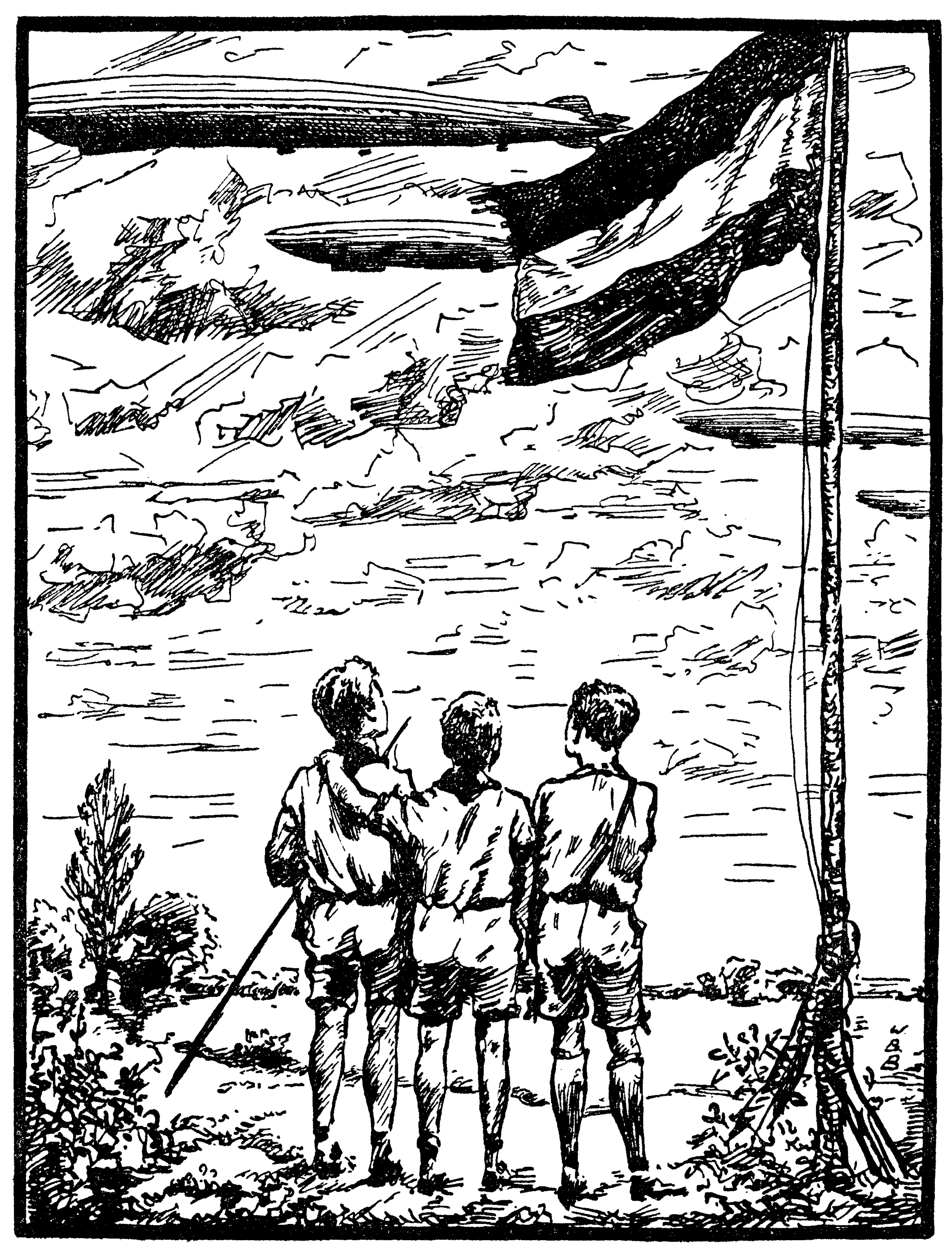
Sehr nahe konnten wir allerdings nicht an den Flugplatz herankommen, da überall Posten liefen.

In den vier Ecken des Platzes sahen wir sanfte mit Grün bewachsene Erhöhungen, die äußerst friedlich aussahen bis auf einige Eisenrohre, die aus der grünen Decke hervorragten. Außerdem gingen in den grünen, friedlichen Erhöhungen Marinesoldaten ein und aus.

Der Eindruck, den die vier riesigen Zeppelinhallen auf uns machte, war ganz unbeschreiblich. Sie standen wie riesige Zyklopentunnel mitten im Grün der Wiesen. Die Bedachung war zum Schutz gegen die Sicht feindlicher Flieger grün und braun angestrichen.

Wir sollten Glück haben. Von einer der Hallen fuhren die beiden riesigen Tore auseinander. Die Tore der Halle liefen auf Schienen und wurden mit Maschinenkraft geöffnet.

Jetzt hallten Kommandos über den Platz, und bald wimmelte es am Eingang der Halle von „blauen Jungen", die den Zeppelin nach draußen zogen. Ungeheuer rund, erdrückend und plump wirkte jetzt der Zeppelin, der hoch in der Luft so schlank und elegant aussah.



„Wohrhaftig, een richtig Zeppelswien", (wahrhaftig, ein richtiges Zeppelschwein) sagte Jann, und wir mußten ihm beipflichten.

Jetzt hallten wieder Kommandos. Die Mariner ließen die Halteseile los, und unbegreiflich schnell war dann das Luftschiff plötzlich oben in der Luft zu sehen. Die großen Tore der Halle wurden wieder zusammen gefahren. Befriedigt von unserem Abenteuer marschierten wir wieder nach Hause.

Eine Weile sahen wir das Luftschiff noch.

„Der fährt sicher nach England, um Eier zu legen," sagte Erich tiefsinnig. Jann sah prüfend die Richtung an, in der das Luftschiff flog, und sagte dann mit Bestimmtheit: „Nein, sieh doch richtig hin."

Wir Jungen wußten ganz genau, wann die Zeppeline nach England flogen. Wir erkannten es an der Richtung. Sie flogen dann meistens alle vier in einer Kette hintereinander. Es war ein herrlicher Anblick. Später flogen die Zeppeline zunächst in eine andere Richtung, wenn sie nach England wollten, um die Bevölkerung zu täuschen, aber wir wußten doch Bescheid. Meistens kamen sie dann in der Dämmerung des nächsten Tages wieder. Wenn der Donner der Propeller über die Dächer der Häuser dröhnte, stürzten alle nach draußen und winkten den kühnen Luftschiffern zu.

Ganz niedrig fuhren die Zeppeline dann, so daß ich oft fürchtete, sie würden auf das Dach unseres Hauses fallen. Es sah jedoch nur so aus. Sie fuhren aber so niedrig, daß wir die einzelnen Gesichter der Mannschaften deutlich erkennen konnten und gut die wehenden Taschentücher sahen, mit denen sie uns zuwinkten.

Unser Jubel kannte keine Grenzen, wenn alle vier Zeppeline glücklich wieder heimkamen.

Einmal fehlte einer, den hatten die Engländer abgeschossen. Unsere Trauer war groß, denn es waren unsere Zeppeline, mit denen wir uns persönlich verbunden fühlten.

Ein anderes Mal kam einer der Zeppeline halb zerschossen wieder.

„Der hinkt gerade noch über die Dächer," sagte Jann, so niedrig fuhr das Luftschiff in der Tat über die Dächer unseres Städtchens hin. Wir dachten während des ganzen Krieges, daß der Engländer uns ebenfalls eines Tages „besuchen" würde, zumal die nahe Hauptfunkstelle an der Küste und der Zeppelinhafen ein lockendes Ziel bilden mußten.

Aus diesem Grunde mußten auch alle Fenster, die seewärts lagen, abends dicht verhangen werden, damit kein Lichtschein nach draußen dringen konnte und in der dunklen Nacht etwa angreifenden Fliegern ein Ziel bot oder als Richtzeichen diente.

Der Bevölkerung wurde auch angeraten, sich bei Fliegergefahr in die Keller der Häuser zu begeben.

Den allergrößten Spaß für uns Jungen gab es aber, wenn in der Schule „Fliegeralarm" geübt wurde.

Das ging so vor sich.

Plötzlich, mitten in einer Unterrichtsstunde bimmelte die Schulglocke ein ganz bestimmtes Zeichen. Sofort liefen wir, so rasch wie wir konnten, aber geordnet aus den Klassen heraus, die Treppen hinunter und dann in die Keller der Schule.

Hier drängten sich dann unter den niedrigen Gewölben der Schule sämtliche Schüler und Lehrer im Halbdunkeln, was ein ganz erhebliches Vergnügen und eine angenehme Unterbrechung des Schulunterrichtes für uns bedeutete.

Jann wünschte immer, daß so ein Fliegeralarm sich einmal gerade dann ereignete, wenn eine besonders schwierige Klassenarbeit gebohrt wurde, aber leider trat dieser Fall natürlich nie ein.

Als der Herbst dieses Kriegsjahres zu Ende ging und bereits eine empfindliche Kälte einsetzte, gab es eine neue Überraschung in der Schule.

Wir bekamen Kohlenferien. Schon eine ganze Woche hatten

wir in den Klassenräumen gefroren, da es der Schule an Kohle fehlte. Jetzt war gar nichts mehr da, und aus diesem Grunde bekamen wir zunächst einmal zwei Wochen Kohlenferien, worüber wir absolut nicht böse waren.

Der Fremde, der mein Bruder war.

Die lodernde Fackel des Weltbrandes war herabgebrannt. Es war am Ende des Krieges.

Lange, lange Zeit hatten wir nun schon nichts mehr von unserem Bruder aus Frankreich gehört. Die Eltern befürchteten bereits das Schlimmste.

Da trat ein Ereignis ein, das uns einfach unfaßbar schien, von dem wir zunächst nicht glauben konnten, daß es eine wahre Tatsache sei, und das alle persönlichen Sorgen in den Hintergrund drängte.

Die Waffen ruhten, und unheimlich still, wie die Ruhe vor dem Unwetter, verharrte Front und Heimat. Würde es Friede geben! Bei den meisten fehlte die frohe Zuversicht.

Die Mutter war allerdings voll Hoffnung und Zuversicht, der Vater jedoch verschlossen und finster.

„Die Feinde wollen keinen Frieden", hörte ich einmal den Vater zur Mutter sagen. „Sie hören nicht eher auf, bis wir restlos vernichtet sind oder ihre Sklaven werden wollen."

„Unser Gott wird uns schützen", sagte die Mutter schlicht, „was haben wir denn verbrochen? Wir werden Deutschland nicht verderben lassen."

Am Abend las der Vater uns vor.

Wir wurden gestärkt durch Zuversicht. Und an diesem Abend wurde ich fest davon überzeugt, daß Gott das deutsche Volk, das er wachsen und groß werden ließ, nicht verderben lassen würde, selbst wenn noch so viele unter uns wären, die nicht mehr an Deutschland glaubten.

Als wir am Mittag des nächsten Tages bei der Mahlzeit

waren, wurde plötzlich heftig an die Tür geklopft. Ohne das Herein abzuwarten, kam ein Bekannter, der in der Nebenstraße wohnte, zu uns in die Küche, entschuldigte sich verwirrt und stammelte: „Nun haltet Euch fest. Es ist aber etwas ganz Besonderes. Ihr dürft Euch nicht erschrecken."

Der lieben Mutter stürzten die Tränen in die Augen, sie sagte laut: „Er ist glücklich heimgekehrt, ich weiß es nun."

Ich sprang den Bekannten wie ein junger Tiger an und keuchte: „Schnell, schnell. Was ist denn los? Nun sag es doch nur?"

In einem Wirrwarr von überstürzten Fragen und Antworten hörte ich den Namen meines kriegsgefangenen Bruders Rolf und die heitere Aufforderung, nach der Wohnung des Bekannten in der Nebenstraße zu laufen, da wäre jemand.

Ich raste aus dem Hause und rannte die Straße herauf.

An der Straßenecke rannte ich mit einem fremden, braungebrannten, verwitterten Kerl zusammen, der wenig Vertrauen erweckend aussah und fast einem Serbski ähnelte, nur daß eine elegante Reithose und Wickelgamaschen dagegen sprachen.

Ruck, fühlte ich mich plötzlich in meinem rasenden Lauf aufgefangen und hoch in die Luft gewirbelt. Ich wehrte mich nach Kräften und schrie vor Entsetzen. Da drückte mich der fremde Kerl an sich und küßte mich. „Junge, kennst du mich nicht mehr?"

Es war mein Bruder Rolf.

Seltsam weit war der kurze Weg nach Hause. Vater und Mutter kamen uns auf halbem Wege entgegen. Der Vater mußte die Mutter stützen.

Nie in meinem ganzen Leben vergesse ich, wie die Mutter aus dem Hause kam und meinem Bruder entgegenging, der mich an sich gepreßt den ganzen Weg auf seinen Armen trug.

Der Bruder war auf die abenteuerlichste Art und Weise

aus Frankreich entflohen. Er kannte den Franzmann und hatte nicht geglaubt, daß Friede würde. Ja, er traute den Franzosen nicht einmal zu, daß sie die Gefangenen freilassen würden, selbst wenn Friede sein würde. Darum war er zum sechstenmal entflohen, trotzdem er wußte, daß Friedensverhandlungen stattfanden zwischen den Völkern. Sein Haß gegen Frankreich war riesengroß. Zuviel hatte er erduldet, zu sehr war er von den Angehörigen dieses Volkes in seiner Menschenwürde beleidigt worden. Es gab Tage, an denen der Bruder den ganzen Tag nicht nach Hause kam. Er wanderte, wanderte, um nicht zu ersticken unter der Last der ihm von Frankreich angetanen Schmach, die ihm unerträglich war. Erst nach und nach berichtete er uns von seinen Erlebnissen in der französischen Gefangenschaft. Sie waren furchtbar und grauenerregend. Wie anders lauteten später doch die Berichte anderer Kriegsgefangener, die in englischer Gefangenschaft waren, wo die Gefangenen menschlich behandelt wurden, während Frankreich selber in die Herzen seiner Gefangenen durch seine Unbarmherzigkeiten und Grausamkeiten ewigen Haß gesät hatte, der nicht leicht vergessen werden kann.

Wir Jungen aber haßten alles Böse und Schlechte, für das uns Frankreich ein Inbegriff zu werden drohte.

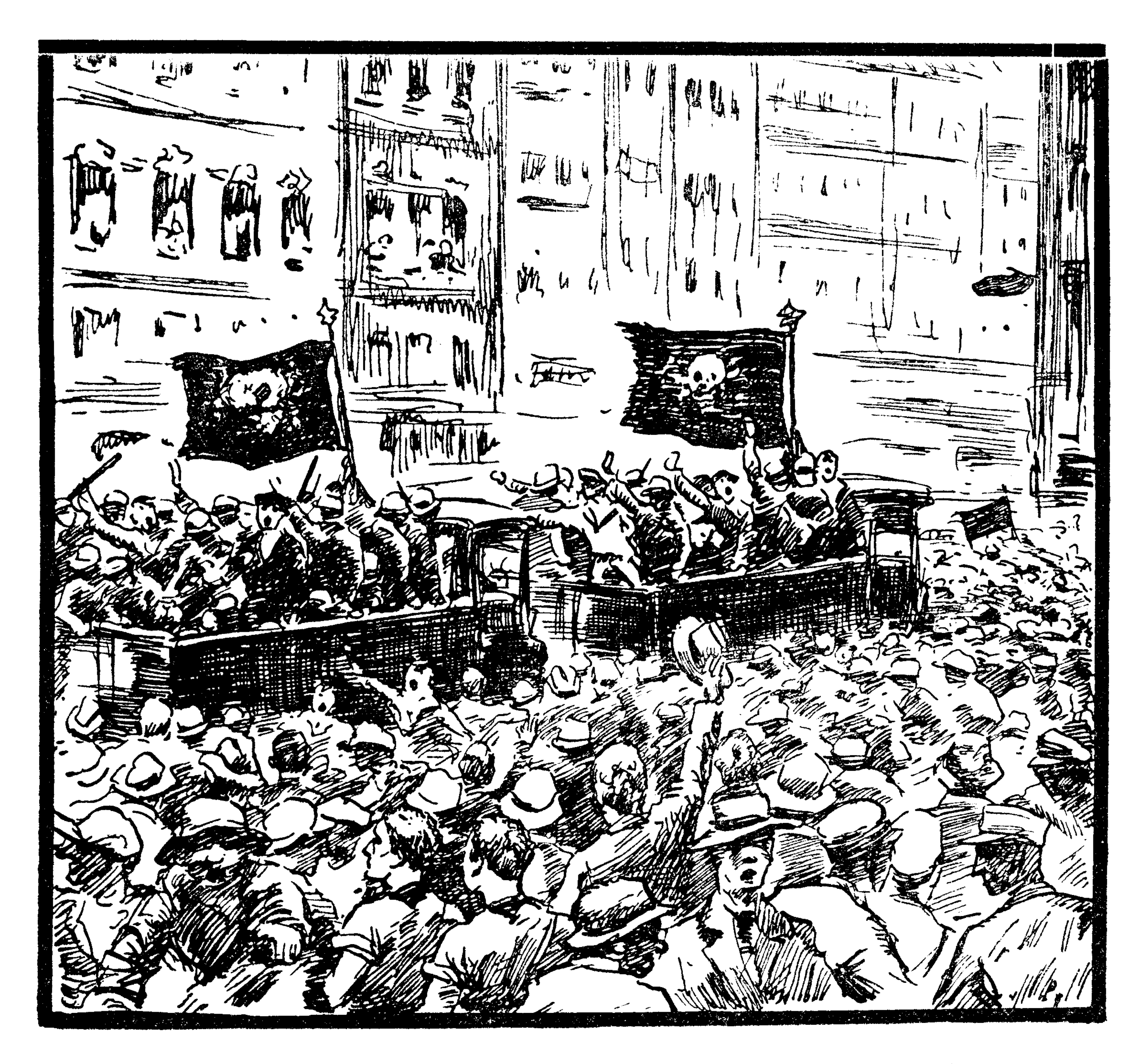
Das Auto der Mariner.

Die Ereignisse überstürzten sich. Wir Jungen begriffen sie noch nicht recht. Wir fühlten nur, daß etwas Drohendes, Finsteres über uns stand, das alle Freude lähmte und alle unsere Spiele ruhen ließ.

Eines Tages war ich mit Erich auf dem Marktplatz um zuzusehen, wie sein Vater, der ja Hauptmann bei der Landwehr war, mit seinen Soldaten übte.

Es war ein trüber Novembertag. Während wir noch stan-

den und gafften, strömten plötzlich aufgeregte Menschen auf der Straße zusammen. Dann sahen wir die Marktstraße herauf ganz langsam ein Auto fahren, über dem eine große, rote Fahne wehte.



Das Auto fuhr an uns vorüber. Es war voll besetzt mit bewaffneten Matrosen und kam vom nahen Flugplatz. Selbst an beiden Seiten auf den Trittbrettern hingen bewaffnete Matrosen. Vorne auf dem Kühler des Autos saß ein kleiner Junge, der soeben noch lachte und dann heftig zu weinen begann, weil er seinen lustigen Sitz verlassen sollte.

Das Auto stoppte, und man hob den Jungen herunter.

Die Mariner gingen zögernd auf die exerzierende Kompagnie zu. Ruhig kommandierte Erichs Vater weiter.

Unschlüssig standen die Mariner unter den Zuschauern. Was sollte geschehen? Wir wußten nicht, was dies alles bedeuten sollte.

Da stieß Jann zu uns. Er keuchte noch vom schnellen Lauf und rief: „Wißt ihr es schon, die Revolution ist ausgebrochen. Wir brauchen jetzt die Lehrer nicht mehr zu grüßen, wenn wir nicht wollen, und können selber beraten, was wir für Beurteilungen bekommen sollen."

„Das ist ja Quatsch, so etwas gibt es nicht", sagte ich bestimmt.

„Doch", sagte Jann. „Ihr könnt es mir nur glauben. Ich habe eben allerhand bei uns im Laden gehört. Jetzt brauchen die Soldaten deinen Vater auch nicht mehr zu grüßen, Erich."

Wir hörten, wie Erichs Vater der Kompagnie befahl wegzutreten und sahen, wie er schnurstracks in seine nahe Wohnung ging. Erich stürzte ihm nach. Bedrückt ging Jann mit mir nach Hause.

„Wat een Schiet!" sagte Jahn aufrichtig. Dann weinte er und sagte: „Nun kommen sie alle wieder, nur mein Vater nicht."

Ich legte meinen Arm um seine Schulter und sagte: „Jann, weine doch nicht."

Ich wußte indessen im Augenblick keinen Trost für ihn.

„Du", sagte ich plötzlich, „der ist doch für das Vaterland gefallen. Dein Vater ist ein Held. Du hast doch sonst auch nie mehr darum geweint." „Jetzt muß ich aber darum weinen", sagte Jann schluchzend. „Ich weiß selbst nicht, warum ich jetzt darum weinen muß. Das ist aber hauptsächlich, seitdem Mutter zum Onkel sagte, als die olle Revolution ausbrach: All vergäbens, un uns Vader liggt in Frankriek. (Alles vergebens, und unser Vater liegt in Frankreich.) Zornig hat sie dann mit dem Fuß aufgestampft und dann auf einmal geweint."

Wir verabredeten, am Nachmittag Erich abzuholen, und gingen dann auseinander.

Später ging ich mit Jann und Erich durch die Stadt.

Wie wir beim Bismarckdenkmal waren, kam Erichs Vater in voller Uniform an. In der Nähe des Denkmals stand ein Trupp Soldaten. Als der Hauptmann vorbeikam, standen nur wenige stramm, die meisten tippten nur nachlässig mit der Hand an die Mütze.

Der Hauptmann ging stumm vorbei, ohne zu grüßen, ohne zur Seite zu sehen, als bemerke er nicht, daß man ihm, dem greisen Hauptmann, den schuldigen Respekt versage.

Wir liefen alle drei niedergedrückt nach meinem Hause und gingen in die Küche. Mein Vater nahm Erich auf den Schoß, weil der plötzlich heulte und sagte: „Ich habe ja solche Angst, daß sie meinem Vater etwas tun. Die Soldaten haben ihn vorhin nicht einmal gegrüßt. Vater will seinen Degen nicht abgeben und seine Achselstücke auch nicht. Zivil will er auch nicht anziehen, wie Mutter will.“

Mein Vater tröstete Erich und munterte uns alle auf. Die Mutter sagte: „Nun geht doch hin zu spielen. Ihr seid doch noch Kinder und tut so, als wenn ihr von dem ganzen Kram schon etwas versteht.“

Da schlichen wir uns nach draußen.

„Wollen wir etwas spielen?“

„Etwas spielen? Was denn?“

„Ich weiß auch nichts.“

„Dann laßt uns nur jeder nach Hause gehen.“

Verdrossen gingen wir auseinander.

Deutschlands Unglück hatte über unsere siegesfrohe Jugend seine ersten Schatten geworfen. Es fror uns plötzlich innerlich. Wir waren unlustig zum frohen Spiel geworden. Wir sollten jetzt plötzlich auch schon so reif sein.

In den nächsten Tagen ereigneten sich die lächerlichsten Dinge.

Die höheren Klassen bildeten Schülerräte. Siegmund Mogel hielt große Reden und sagte, wir müßten auch einen Schülerrat bilden. Wir wollten zuerst nicht, aber aus lauter Humbug veranstalteten wir auch eine Schülerversammlung. Ein älterer Schüler sollte sie leiten.

In der Versammlung machte sich Mogel über vieles und besonders über den Geschichtsunterricht lustig und meinte, wir müßten beschließen, daß wir keinen Religionsunterricht und keine Geschichte mehr haben wollten. Jann sagte: „Dann sind wir ja Nigger. Außerdem ist Geschichte eins der wenigen Fächer, das ich am liebsten mag, wenn ich bei den Geschichtszahlen auch regelmäßig hereinfalle." „Geschichte und Dummheit sind eins", sagte Mogel, „darum will Jann Torbeck Geschichtsunterricht behalten, wo Helden drin vorkommen". Da sagte Jann: „Mogel und Frechheit sind auch eins", und gab ihm eine schallende Ohrfeige. Lärmend liefen wir hierauf nach draußen, der Schülerrat kam nie zustande, er kam uns zu albern vor.

In diesen Tagen kam zufällig einer der Brüder in Urlaub nach Hause. Einmal hörte ich, wie der Bruder zum Vater sagte: „Eigentlich könnte ich auch hier bleiben. Auffallen würde es nicht, aber ich mag es nicht tun." „Wenn du mein Sohn bist — —", hörte ich den Vater antworten, dann konnte er nicht weiter sprechen. Am nächsten Tage fuhr der Bruder wieder an die Front. Bald kam er wieder.

Wir Jungen aber, deren Kindheit der Weltkrieg war, verstanden diese Zeit nicht; darum wußten wir auch keine Spiele mehr.

Grau waren die Tage.

Wie sie wiederkamen.

Nun war es wirklich Friede geworden, und die Väter und die Brüder kamen wieder. Mein Bruder Erich kam zuerst nach

Hause. Er lief lange Zeit in seinem feldgrauen Rock herum, nur daß keine Achselklappen und Knöpfe daran waren.

Ich weiß noch genau, wie er damals zur Tür herein kam.

„Da bin ich“, sagte er. „Eigentlich hätten wir uns das ja wohl etwas anders gedacht, mit Blumen und Musik und so. — Man könnte sich fast schämen.“ „Ihr seid unbesiegt“, dröhnte des Vaters Stimme, „wir sind stolz auf euch“. Die Mutter weinte: „Laßt uns froh sein, daß du wiederkommen durftest . . .“ Dann stampfte sie mit dem Fuß auf: „Und Helden seid ihr doch. Jawohl, mein Junge, Helden!“

Ich begeisterte mich hieran so, daß ich sofort zu Jann lief und ihm erzählte, was Vater und Mutter gesagt hatten.

„Siehst du, Jann, jetzt hab ich doch Recht gehabt. Dein Vater ist und bleibt ein Held. Mein Vater hat auch gesagt, wir müssen auf den deutschen Gott vertrauen, der verläßt uns Deutsche nicht. Nun erst recht nicht, wo wir im Unglück sind.“

Eines Tages sagte mein Bruder Erich zu mir: „Komm mal mit, Gerd, du kannst mir helfen.“

Neugierig ging ich mit dem Bruder nach oben, wo der Bruder und ich ein gemeinsames Schlafzimmer hatten. Der Bruder begann sich auszuziehen und umständlich im Kleiderschrank zu kramen. Endlich zog er einen blauen Anzug heraus. Er hatte ihn getragen, bevor er ins Feld zog. Damals hatte er gerade das Abitur hinter sich.

Ich hielt ihm die Hose hin, und er versuchte hineinzusteigen. Wir wollten uns beide kaputtlachen dabei, da der Bruder mehrfach umzufallen drohte. Schließlich sank er erschöpft auf einen Stuhl und ruhte sich einen Augenblick aus. Dann stand er wieder auf und zerrte noch einmal heftig, bis er ganz rot im Gesicht geworden war. Die Hose knackte und krachte, aber dann war das Manöver doch gelungen. Dann kam die Weste und die Jacke. Die Sache war bedeutend einfacher. Die Weste konnte offen gelassen werden. Aber Erich mußte sie wieder

ausziehen, weil er sonst die Jacke nicht anziehen konnte. Jeder Versuch des Bruders jedoch, sich zu bücken, um die Schuhe anzuziehen, mißlang. Ich mußte einspringen und zog ihm die schweren Militärstiefel an.

Nachdem diese Arbeit vollbracht war, sah ich mir den Bruder an, der unbeholfen vor einen Spiegel tapste, wobei es verdächtig in den Nähten seines Anzuges krachte.

Der Anblick des ehemaligen Soldatenbruders in Bürgerkleidung war so unbeschreiblich lächerlich für mich, daß ich mich vor Lachen kaum auf den Beinen halten konnte.

Die Hosen reichten nur bis an die Waden, so daß man die ganze Länge der grauen Wollstrümpfe sah. Dabei machte der Bruder so lächerliche Gehversuche, daß mir vor Lachen die Tränen in die Augen kamen und der Bruder schon ärgerlich wurde.

„So“, sagte er jetzt, „nun wollen wir einmal zur Mutter hinuntergehen.“ Aber schon auf der dritten Treppenstufe stoppte unser Marsch. Krachend platzte ein Hosenbein. Ich schrie jetzt laut nach unten, und die Eltern kamen an die Treppe.

„Kommt nur lieber zu uns herauf“, lachte der Bruder. „Ich bin nämlich in Zivil, und das ist nicht so einfach.“

Er ließ sich eine Zeitlang von den lachenden Eltern bewundern. Dann mußte ich helfen, ihn wieder vom Zivil zu befreien. Seitdem trug er seinen feldgrauen Anzug weiter. Das war sein Glück, denn ich hätte ihn in Zivil auch nicht für voll genommen. Auch dachte ich, eigentlich müßten die Brüder doch immer Soldaten bleiben.

Eines Tages war große Aufregung in der Schule. Es wurde bekannt gegeben, daß der Turnunterricht vorläufig ausfiele, da die Turnhalle mit heimkehrenden Truppen belegt werden sollte, die von hier aus in ihre engere Heimat entlassen werden sollten.

Fieberhaft bereitete unsere Stadt die Heimkehr dieser ge-

schlossen zurückkehrenden Krieger vor. Die Anmarschstraße zur Stadt hin war besonders geschmückt. An jedem Baum waren kreuzweise Flaggen angenagelt und von Haus zu Haus über die Straße hinweg Schmuckgewinde gespannt. Am Eingang der Stadt wurde ein großer Ehrenbogen errichtet.

Endlich war der Tag gekommen.

Jann, Erich und ich kamen bereits am frühen Nachmittag zusammen, um der Truppe entgegen zu laufen.

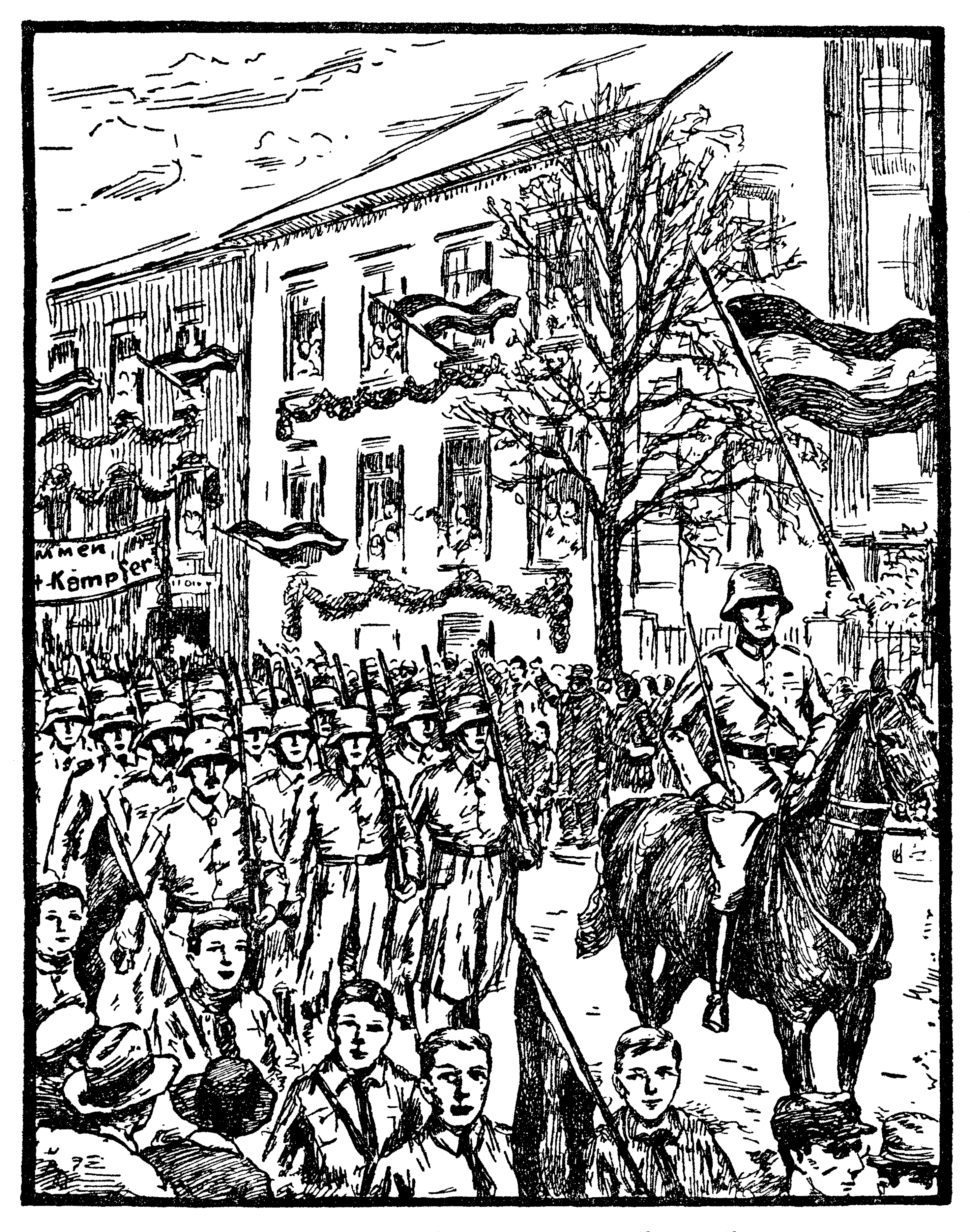
Wir liefen weit aus der Stadt heraus, aber sie kamen und kamen nicht. Da gingen wir bis zur Stadtgrenze zurück. Ein feiner Regen setzte ein, wir achteten nicht darauf.

Plötzlich hörten wir in der Ferne Musik. Ein grauer, unabsehbarer Zug kam auf der Heeresstraße heran. Wir rannten ihm entgegen und kamen atemlos bei der Spitze der Truppe an. Wir schrien dreimal begeistert Hurra, und die Soldaten lachten uns zu.

Dann marschierten wir neben der Truppe her. Die Truppe marschierte in Marschkolonne. Kreuz und quer standen die Gewehre über ihren Gesichtern, die wie Eisen waren. Dampfende Gulaschkanonen fuhren im Zuge. Die Offiziere ritten schweigsam und ernst, als läge eine unsichtbare Last auf ihren Schultern. Einer von ihnen winkte uns heran und fragte: „Gibt es bei euch auch schon einen Soldatenrat?“

„Das wohl“, stotterte ich beschämt. Aber Jann rief mit lachenden Augen: „Aber die Stadt ist geschmückt. Eigentlich wollten wir es nicht verraten, aber nun habe ich es doch gesagt.“ — Da flüsterten die Soldaten untereinander, und wir durften sogar eine Strecke oben auf einem Bagagewagen mitfahren. Wir saßen mitten zwischen Tornistern und anderem Gepäck und waren unendlich stolz. Kurz vor der Stadt sprangen wir ab und marschierten wieder neben den Soldaten her.

Eine große Menschenmenge erwartete den Zug, schweigend



und mit wehmütigem Stolz. Eine Zeitlang hörte man nur den dröhnenden Marschtritt der Kolonne. Die Soldaten sahen freudig überrascht die geschmückte Anmarschstraße, stießen sich wohl an und bekamen blanke Augen. Nun sangen sie:

In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiedersehn.

Viele weinten, und keiner schämte sich deshalb.

Als die Truppe durch den Ehrenbogen in die Stadt marschierte, empfing die Menge sie mit einem dreifachen Hurra.

Plötzlich ging eine Bewegung durch das Volk. Hüte und Mützen flogen vom Kopf, und das Deutschlandlied brauste mächtig auf.

Unablässig strömte der Regen, als weinte der Himmel.

Wir drei Freunde fielen uns in die Arme und lachten und weinten. Diesen Abend gingen wir wieder froh nach Hause und schmiedeten neue Pläne.

Eine Zeitlang lag die Truppe noch bei uns in der Stadt. In den Pausen war das Tor der Turnhalle umlagert von Schülern, die den Soldaten irgend etwas mitgebracht hatten, um sie zu erfreuen. — Viele Soldaten kamen in Bürgerquartiere, die die Bürger freiwillig zur Verfügung stellten. Wir Jungen hatten jeder einen Freund unter den Soldaten, die wir mit Tabak oder Brot versorgten. Dann bettelten wir so lange zu Hause, bis wir einen Soldaten mit nach Hause bringen durften.

So liebten wir die Soldaten, die vier Jahre für uns im Felde standen und unbesiegt in die Heimat zurückkehrten.

Wir aber bleiben treu.

Es war ein nasser Herbstabend, und ich saß verdrossen auf meiner Bude. Plötzlich wurde draußen dreimal schrill auf zwei Fingern gepfiffen. Ich lief schnell nach draußen, aber konnte niemand entdecken. Da wurde wieder gepfiffen, und nun lief ich schnell nach der dicken Gartenmauer gegenüber unserem Hause. Hinter der Mauer hockten Jann, Erich und einer unserer früheren Feinde. Sie waren alle drei voll bewaffnet. Ehe ich etwas sagen konnte, legte mir Jann die Hand auf den

Mund: „Still, hol deine Waffen und komm mit. Alles streng geheim.“ Aufgeregt lief ich ins Haus und holte meine Waffen.

Dann gingen wir in unser Hauptquartier im Janssenschen Hof. Es war stockfinster in dem engen Raum. Ich wollte meine Taschenlampe anknipsen, aber Jann verwehrte es mir.

„Was ist los?“, fragte ich.

„Schwöre, daß du schweigen wirst“, flüsterte Jann. Ich kreuzte die Arme nach Jungenart. Es war uns allen sehr feierlich zu Mute.

„Wollt ihr etwa wieder Indianer spielen“, fragte ich unsicher. Jann lachte verächtlich.

„Du hast doch schon von den Freikorps gehört, von Lützow, von den Schillschen Offizieren und Theodor Körner.“

Heiß durchflutete es mich, und ich nickte stumm.

„Die haben damals den Laden geschmissen, als Deutschland am Boden lag.“ Jetzt verstand ich: „Wollen wir — —“ jubelte ich. „Jawohl, wir wollen, aber die Sache muß vorläufig geheim bleiben. Wir wollen einen Bund gründen.“ Ich war sofort Feuer und Flamme. „Wie wollen wir uns nennen?“ Wir rieten lange hin und her und einigten uns zuletzt auf den Namen „Die Getreuen“. Ernst Janssen machte die Jacke auf. Jann befahl mir, jetzt die Taschenlampe anzuknipsen.

Da sahen wir, daß Ernst Janssen eine Fahne um den Leib geschlungen trug. „Ich hab mal gelesen, daß ein Mariner von einem sinkenden Kriegsschiff sich die Fahne umgebunden hatte“, sagte er, „um sie zu retten“.

Damit breitete er eine Kriegsflagge auf den Knien aus.

„Um diese gerettete Flagge von dem sinkenden Kreuzer wollen wir einen Bund sammeln“, erklärte Jann feierlich. Wir berieten uns noch, wen wir in den Verband aufnehmen dürften; dann trennten wir uns.

Jann führte sogleich einen besonderen Händedruck ein, an dem sich alle Bundesmitglieder erkennen sollten. Wir ball-

ten zunächst die Hand zur Faust, ehe wir sie uns gaben. Das war ein unauffälliges Erkennungszeichen. Voll neuer Hoffnungen gingen wir nach Hause. Ich schlief fast die ganze Nacht nicht. Würde es uns nicht vielleicht einmal möglich sein, Deutschland zu retten. Mut hatten wir genug und Hoffnung auch, zudem hatte der Vater gesagt: Der deutsche Gott wird uns nun in der Not erst recht nicht verlassen.

Am andern Tage begrüßten mich in der Schule bereits zwei andere Jungen mit dem verabredeten Handschlag. Ich war sehr überrascht; Jann hatte sie geworben.

Jann erschien an diesem Morgen mit einem Bändchen in der Schule, das er an der Jacke trug und die schwarz-weiß-roten Farben zeigte. Am Nachmittag trugen wir alle solche Bändchen, während die Erwachsenen fast alle mit roten Bändchen herumliefen. Wir keilten eine ganze Reihe Mitschüler für unseren Jungenverband.

Am Abend ging ich mit Jann durch die Stadt. Jann nahm meine Hand und drückte sie gegen die Jackentasche. Es war etwas Hartes darin. Ich griff hinein und wußte Bescheid. Jann trug seine Hundekorkepistole bei sich.

„Die hab ich jetzt immer bei mir“, sagte er finster.

Als wir gerade nach Hause gehen wollten, begegnete uns ein betrunkener Mariner, der schon scheel auf unsere bunte Mütze sah, die in unserer Stadt nur Gymnasiasten trugen. Als er Janns Bändchen sah, faßte er ihn plötzlich beim Kragen und schimpfte: „Ihr Lausejungens!“; damit riß er ihm das Bändchen ab. Da zog Jann die Pistole und feuerte. Erschrocken ließ der Mariner ihn los, und wir konnten entwischen. Wir trommelten sofort die Freunde zusammen und besprachen aufgeregt den Vorfall.

„Habt ihr Mut?“, schrie Jann plötzlich. Ein drohendes Gemurmel. Wollte er uns beleidigen?

„Dann alle mit Waffen morgen nachmittag um drei Uhr

bei meinem Hause." Wir konnten auch am nächsten Vormittag nicht aus Jann herausbekommen, was er plante. Selbst mir wollte er es trotz meines Hinweises auf unsere alte Freundschaft nicht sagen.

Um drei Uhr versammelten wir uns alle bei Jann Torbecks Haus, feldmarschmäßig ausgerüstet. Sogar ein Trommler und zwei Querpfeifer waren dabei. Von Jann war aber noch nichts zu sehen.

Plötzlich kam er aus seinem Hause. In der Hand trug er eine Fahnenstange, an der die Kriegsflagge genagelt war, die Janssen um den Leib geschlungen hatte, als wir den Jungenbund gründeten.

Janns Gesicht strahlte. Er ballte ununterbrochen die Faust und gab jedem die Hand.

Sein Mut riß uns hin. Wir glühten vor Begeisterung. Dann traten wir an und schwenkten zu zweien ein.

Die Trommel dröhnte, die Querpfeifen schrillten, Jann zog mit der Flagge voran. Erstaunt blieben die Erwachsenen auf der Straße stehen oder liefen sogar lachend neben uns her.

Wo Jann nur hin wollte?

Nun schwenkte er beim alten Rathaus um die Ecke, und wir zogen die Seitenstraße des Marktes herauf. Am Ende dieser Straße lag die Schreibstube des Arbeiter- und Soldatenrates, wo eine rote Fahne wehte.

Uns stockte der Herzschlag einen Augenblick, als die Soldaten verwundert aus dem Hause kamen. Aber unerschrocken marschierten wir dann weiter. Jann trug die wehende Flagge voran.

„He, Jungen", lachte einer der Soldaten, „wollt ihr auch schon einen Umzug machen. Ihr müßt aber Vaters rotes Taschentuch an das Bambusrohr binden." „Vater ist gefallen", brüllte Jann, „der kann mir sein rotes Taschentuch nicht mehr geben." Ein Schauer ging durch unsere Seelen. Viele der erwachsenen Lacher verstummten.

Da stimmte Jann mit seiner hellen Knabenstimme das Deutschlandlied an. Schmetternd fielen wir ein. Die Erwachsenen ließen uns gewähren. Viele lachten, und einer rief gutmütig: „Jungen, Jungen, ihr kommt noch vor das Kriegsgericht.“

Wir marschierten trotzig vorbei, Erich neben mir, und Jann trug die flatternde Fahne voran. Unsere Herzen glühten, unsere Stimmen jauchzten:

Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt!